



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Zombie-Apache

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Zombie-Apache

John Sinclair Nr. 362

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 11.06.1985

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Der Zombie-Apache

Zwei Welten standen sich gegenüber!

Auf der einen Seite die modernste Technik, vertreten durch einen mit Raketen und Maschinengewehren bestückten Hubschrauber, auf der anderen der Truck!

Ein gewaltiges Fahrzeug, ein Koloß aus Stahl und Reifen, aber von einem Wesen geschützt, das auf den Namen Teufel hörte.

Und hinter dem Lenkrad hockte ein Diener des Satans. Er hieß Chuck Everett, war noch vor Stunden ein normaler Mensch gewesen und hatte sich innerhalb dieser kurzen Zeitspanne in ein wahres Monstrum verwandelt, denn auf seinen Schultern saß kein normaler Kopf mehr, sondern ein blanker, gelblich schimmernder Totenschädel mit leeren Augenhöhlen, in denen trotzdem Leben vorhanden war, denn tief in den Schächten lauerte die Glut des Teufels…

Amokfahrer hatten sie ihn genannt.

Das stimmte nur bedingt. Der Trucker war kein normaler Amokfahrer, er war etwas Besonderes, ein Günstling der Hölle, und er hatte einen Auftrag zu erfüllen, von dem ihn keiner abbringen konnte.

Er würde mit seinem Wagen fahren, bis er das Ziel erreichte.

Radikal würde er es dann vernichten.

Sie hatten versucht, ihn aufzuhalten, sie hatten alles getan. Sperren waren errichtet worden, der Truck hatte sie durchbrochen und die hinter der Sperre stehenden Polizeiwagen zu Schrott gefahren.

Sie hatten auf ihn geschossen. MPi- und Revolverkugeln waren gegen seine Außenhaut geklatscht und hatten dennoch nichts erreichen können, denn der Truck hielt alles auf.

Dann waren sie mit zwei Panzerwagen gekommen. Der Höllentruck hatte sie abgedrängt und kurzerhand umgeworfen. Nun stand ihm noch ein Feind gegenüber.

Der Kampfhubschrauber!

Etwa zwanzig Yards über dem Erdboden befand er sich. Besetzt war die Maschine mit drei Männern. Zwei bedienten die Waffen, einer flog den Hubschrauber.

Ihm gegenüber stand der Truck. Er hatte bisher alle Hindernisse überwunden, und sein Fahrer war sicher, auch mit dem Kampfhubschrauber fertig zu werden.

Sie belauerten sich wie zwei echte Gegner. Keiner wollte den Anfang machen. Starr schaute Chuck Everett durch die Scheibe. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Die gelben Knochen des Totenschädels blieben starr, als bestünden sie aus Eis.

Er hatte sich daran gewöhnt, in Streßsituationen wie diesen hier mit einem Totenschädel herumzulaufen. Das machte ihm nichts mehr aus. Er verließ sich voll und ganz auf seinen Freund, den Höllenherrscher.

Auch die drei Männer im Hubschrauber freuten sich nicht so recht. Gern hätte Chuck durch das Glas der Kanzel in das Innere der Maschine geschaut, das war ihm leider verwehrt, denn die Sonne stand ungünstig. Ihre Strahlen wurden reflektiert, sie blendeten den Trucker, deshalb nahm er nur die Schatten der Männer wahr.

Und die bewegten sich.

Einer hatte sich zur Seite gebeugt. Er nickte mit seinem gesamten Körper, und der andere stand jetzt auf und näherte sich dem Ausstieg, um die Tür zu öffnen.

Sie schwang nach außen. Am Rand blieb der Mann stehen und klammerte sich mit einer Hand am Haltegriff fest, damit er nicht in Gefahr geriet, aus der Maschine zu stürzen.

Er gab mit der freien Hand den Männern Zeichen, die in den Panzerwagen gesessen und zum Glück überlebt hatten, während ihre Wagen umgekippt am Boden lagen.

Die Polizisten unten erwiderten die Zeichen. Sie hoben die Arme und deuteten in Richtung Truck.

Chuck verstand das Zeichen. Wahrscheinlich wollten die Polizisten, daß der Pilot endlich angriff und ihnen das vormachte, was sie nicht geschafft hatten.

»Na denn«, sagte der Trucker und startete.

Er fuhr sehr langsam, nur im Schrittempo, aber sein Start wurde genau registriert.

Der Mann im Cockpit verschwand und sprach mit dem Piloten.

Der nickte und startete.

Beinahe träge gewann der Hubschrauber an Höhe. Es schien, als wollte er im spitzen Winkel in den blaßblauen Himmel hineinfahren. Aber der war nicht sein Ziel, er hatte sich ein anderes ausgesucht.

Den Truck!

Noch immer langsam und irgendwie tastend fahrend schob sich der Wagen vor. Ein mit teuflischer Magie gefülltes Monstrum der Technik, das unbeirrbar seinen Weg ging, weil es von fremden Kräften geführt und geleitet wurde.

Fast kam es so vor, als bewege sich ein Raubtier auf dem Boden.

So lauernd und abwartend reagierte der Truck. Nur befand sich sein Opfer nicht vor ihm, sondern schräg über dem Wagen.

An der rechten Seite flog der Hubschrauber. Everett konnte ihn leider nicht genau erkennen, er sah nur den Schatten, den die sich drehenden Rotorblätter auf die Kühlerschnauze und den Weg davor warfen, so daß dort ein Kreisel entstand.

Staub wirbelte hoch und über den Truck hinweg. In den Wolken lauerte der Kampfhubschrauber. Er wollte es schaffen.

In der dichten Staubhülle blitzte er ununterbrochen auf, ein Beweis, daß die Maschinenwaffen ihre mörderische Ladung aus den Rohren hämmerten. Sie feuerten, was die Läufe hergeben, und die heißen Kugelgarben hämmerten schräg gegen den fahrenden Truck, ohne ihn allerdings stoppen zu können.

Der Fahrer mit dem Totenschädel hockte hinter dem Lenkrad.

Aus dem Maul drang ein krächzendes Lachen, denn Everett bekam sehr genau mit, wie die schwerkalibrigen Geschosse gegen die breite Frontscheibe hämmerten und sie *nicht* zerstörten.

Noch vor einem Tag wäre sie regelrecht zerblasen worden, und auch von ihm wäre kaum etwas übriggeblieben, jetzt aber hielt die Scheibe stand. Sie schleuderte die Garbe nur mehr als gefährliche Querschläger zurück.

Nach diesen ersten Detonationen drehte der Kampfhubschrauber ab, um es von der anderen Seite noch einmal zu versuchen. Er wollte, ja, er mußte es einfach schaffen. Und er war sehr schnell um den Truck herumgeflogen, um abermals zu schießen.

Gelassen drückte Chuck Everett das Bremspedal, so daß der Truck in Sekundenschnelle stillstand.

Er genoß es, angeschossen zu werden. Jeder Treffer, der ihm und dem Wagen nichts anhaben konnte, steigerte die Genugtuung in seinem Innern. Er brauchte sich nicht einmal zu wehren. Sie würden von selbst verzweifeln und irgendwann aufhören.

Die Schüsse verstummten. Gelassen beugte sich Chuck Everett nach links und blickte aus dem Fenster. Soeben huschte der Kampfhubschrauber wie ein großer Schatten über ihn hinweg, um wieder an Höhe zu gewinnen. Die vier Polizisten, die seiner Attacke zugeschaut hatten, standen herum und sahen ihm kopfschüttelnd nach.

Damit hatten sie wohl nicht gerechnet. Einer winkte. Diese Bewegungsah deprimierend aus, und Chuck hatte wieder allen Grund, sich die Hände zu reiben.

Dennoch war er unzufrieden. Es machte ihm einfach keinen Spaß, einfach herumzustehen und unbesiegbar zu sein.

Er wollte mehr Action.

Höllische Action, wie auf dem Rastplatz, als er die drei Halunken getötet hatte. Deren Asche lag noch auf der Ladefläche. Der Pilot sollte etwas zu tun bekommen.

Die Fahrtrichtung war ihm bekannt. Wenn er auf der Straße geblieben wäre, hätte er irgendwann die Stadt Cameron erreicht. Von dort waren es nur mehr wenige Meilen bis zu seinem eigentlichen Ziel, diesem Sanatorium.

Aber mußte er wirklich über die Straße fahren? Er traute seinem Truck alles zu. Wer diesen Kugelgarben und auch den Panzerwagen widerstand, der kam auch im Gelände zurecht.

Das war es.

Im Gelände!

Er würde weder einen Highway noch eine normale Straße benutzen, sondern querfeldein rasen. Hindernisse gab es keine.

Wenigstens keine, die für ihn unüberwindlich gewesen wären. Und die Ortschaften, die er auf seiner Reise berühren würde, da wollte er sehen, wie die Leute reagierten, wenn er mit dem Höllentruck hindurchrauschte.

Ein teuflischer Spaß sollte es werden.

Noch lief der Motor im Leerlauf. Chuck Everett würgte den ersten Gang in das Getriebe, schaute noch einmal in den Spiegel und sah plötzlich einen der Polizisten auf den Wagen zulaufen. Fast hätte der Mann den toten Winkel erwischt, denn der Fahrer mit dem Skelettschädel entdeckte ihn erst im letzten Augenblick.

Der Bulle hielt etwas in der Hand. Was es genau war, konnte Chuck nicht erkennen, aber der Kerl hatte Mut, wenn er den Truck angreifen

wollte. Es gab vielleicht eine Schwachstelle. Wenn es dem anderen gelang, trotz aller Widrigkeiten die Ladetür zu öffnen und auf die Fläche zu klettern, hatte Chuck ihn im Nacken.

Das gefiel ihm nicht.

»Verfluchter Bastard!« flüsterte er, drehte das Lenkrad, gab Gas, und der Truck wurde schneller.

Der Polizist rannte noch immer. Vielleicht hatte er den Wagen wirklich nicht gesehen oder war so von seinem Vorhaben besessen, daß er an gar nichts anderes mehr denken konnte und nur auf eigene Faust versuchen wollte, den Koloß zu stoppen.

Mit einer Handgranate!

Als der Polizist den Arm hob und die Finger der Faust dabei ein wenig öffnete, sah Everett das Schimmern von brüniertem Metall, das mehr einen Stich ins Graue bekommen hatte. In der rechten Hand hielt der Polizist das Höllenei, mit der linken zog er den Stift ab, schaute noch mal auf den Truck, mußte den schrecklichen Schädel des Fahrers sehen und erstarrte fast vor Schreck.

Der Trucker schrie plötzlich los und begann gleichzeitig zu lachen. Er war nur noch wenige Schritte von dem »Bullen« entfernt, als dieser das Höllenei warf.

Das klappte im allerletzten Augenblick, und er hatte es auch so geschleudert, daß es dicht über den Boden rollte, wobei es unweigerlich unter den Truck geraten mußte.

Das geschah.

In den folgenden Sekunden passierten zwei Dinge. Das Höllenei explodierte, und der mutige Polizist hechtete mit einem halben Salto zurück, so daß er aus dem Bereich des gefährlichen Kotflügels geriet, der ihn sonst von den Beinen gerissen hätte.

Chuck Everett sah nicht mehr, wie sich der Mutige überschlug, er konzentrierte sich auf die Detonation. Unter dem fahrenden Wagen wummerte es auf. Der Polizist hatte trotz der Zeitenge tatsächlich gut gezielt. Als sich die volle Sprengkraft der Granate entfaltete, war der Wagen noch nicht darüber hinweggerollt.

Chuck merkte kaum etwas. Sein Truck bekam nur mehr einen leichten Stoß. Nicht einmal angehoben wurde er, er schüttelte sich nur, als wollte er ein lästiges Insekt abstreifen, und fuhr weiter. Vorbei an dem Mann, der die Handgranate geworfen hatte und einen Blick in das Führerhaus warf, wobei sein Gesicht weiterhin einen schreckensstarren Ausdruck behielt, der den Trucker zu einem Grinsen verleitete.

Dabei verzog sich das Maul in seinen Totenschädel wie ein breiter Gummirand.

Er hatte den verdammten Bullen gezeigt, wo es langging. Und er würde es auch den anderen zeigen.

Zum Beispiel der Hubschrauber-Besatzung.

Die Männer in dem stählernen »Rieseninsekt« hatten abgewartet.

Erst als sie erkannten, daß auch eine Handgranate gegen diesen Truck nichts ausrichtete, zogen sie ihre Konsequenzen und sorgten dafür, daß sich der Kampfhubschrauber aus der Lauerstellung löste.

Es sah so aus, als wollte er sich auf den Wagen stürzen, wurde jedoch dicht vor der Kühlerschnauze in die Höhe gezogen, so daß er mit seinen Kufen beinahe noch das Dach des Führerhauses gestreift hätte, dann darüber hinwegglitt.

Chuck Everett war zwar kein Soldat, er konnte sich jedoch vorstellen, daß sein Gegner nun zum Angriff übergehen würde. Mit dem MG hatte er keinen Erfolg gehabt, jetzt waren die Raketen an der Reihe.

Der Kampfhubschrauber gewann an Höhe. Für einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er wegfliegen. Das tat er nicht. Er beschrieb einen Kreis, damit er in die entsprechende Schußposition gelangte.

Everett fuhr weiter. Er traf keinerlei Anstalten, durch einen Zickzackkurs den Raketen das Treffen zu erschweren. Er wußte, daß er vor einer großen Bewährungsprobe stand und vertraute voll und ganz auf die Kraft des Höllenherrschers.

Im nächsten Moment überstürzten sich die Ereignisse. Die Männer im Hubschrauber wollten dabei auf Nummer Sicher gehen.

Sie sorgten dafür, daß sich gleich zwei Raketen gleichzeitig aus den Führungen lösten. Durch den dabei entstehenden Rückstoß wurde der Kampfhubschrauber noch ein wenig in die Höhe gedrückt, bevor die Raketen mit vernichtender Präzision ihrem Ziel entgegenrasten.

Chuck schaute sie an.

Nur für einen winzigen Moment, dann hatten sie den Truck erreicht, bohrten sich in die fahrende Masse aus Metall und hätten genau in dem Moment das Chaos verbreiten müssen.

Das geschah nicht.

Zwar hatten die Raketen ihr Ziel nicht verfehlt, aber sie prallten an der Außenhaut des Wagens ab, wurden wie Spielzeugkegel zurückgeschleudert und bekamen einen neuen Kurs.

»Und jetzt gib acht!«

Es war die Stimme des Teufels, die auf einmal die Fahrerkabine erfüllte und Chuck Everett auf eine gewisse Art und Weise glücklich machte. Er hatte nichts mehr zu befürchten, für ihn war nur das Zuschauen interessant geworden.

Er merkte kaum, daß sich sein Schädel wieder in einen normalen Kopf zurückverwandelte, so sehr war er von der Reaktion des Satans angetan. Aus fiebernden Augen verfolgte er den Weg der beiden Raketen. Er sah, daß sie nicht den gleichen Weg nahmen, sondern sich geteilt hatten, um den Hubschrauber in die Zange zu nehmen.

Genau er war ihr Ziel!

Schrill klang Everetts Lachen. Er konnte sich vorstellen, wie es jetzt in der Kanzel aussah. Die Männer mußten einen nie bekannten Horror erleben.

Eine kam von rechts, die andere von links. Und der schwere Kampfhubschrauber befand sich genau in der Mitte. Verzweifelt versuchte der Pilot, den beiden Raketen auszuweichen. Waren seine Manöver auch noch so geschickt, die tödlichen Zigarren ließen sich einfach nicht abschütteln.

Auch als der Mann seinen Hubschrauber in die Höhe zog und halsbrecherisch manövrierte, gelang es ihm nicht, die beiden Geschosse abzuschütteln.

Sie trafen.

Von beiden Seiten gleichzeitig erwischten sie den Hubschrauber.

Was sie beim Aufprall gegen den Truck nicht geschafft hatten, erreichten sie bei diesem fliegenden Rieseninsekt aus Metall.

Innerhalb des nächsten Augenblicks war der Hubschrauber nicht mehr vorhanden. Es gab ihn einfach nicht mehr. Statt dessen stand eine dunkelrote und von schwarzem Qualm durchzogene Feuerwolke am Himmel, aus der raketenartig die glühenden und brennenden Metallteile spritzten und sich in alle vier Himmelsrichtungen verteilten.

An den Außenrändern der in der Luft stehenden Feuerwolke strahlte und blitzte es, als hätte jemand tausend Wunderkerzen zur gleichen Zeit angezündet.

Auch die Druckwelle hatte freie Bahn gehabt, sich nach allen Seiten auszubreiten, so daß ihre Kraft nichts zerstören konnte. Weder die entsetzten Polizisten noch Chuck Everett merkte etwas davon.

Sie sahen nur den Teilen nach, die sich aus der allmählich kleiner werdenden Feuerwolke lösten und zu Boden fielen, wo sie als verschmorte Reste liegenblieben.

Auch von den drei Männern war nichts mehr zurückgeblieben.

Sie würden niemals mehr identifiziert werden können.

Die Raketen leisteten ganze Arbeit.

Und Chuck Everett freute sich. Hatte er noch einen Rest an Zweifeln besessen, so war dieser nun getilgt worden. Der Satan hatte ihm mit diesem Wagen praktisch eine Waffe in die Hand gegeben, die als unüberwindlich galt. Wer sollte ihn noch stoppen?

Daß die Bullen jetzt rotieren würden, lag auf der Hand. Zu kümmern brauchte er sich darum nicht. Und er besaß auch keine Furcht vor der Army oder der Nationalgarde. Sollten sie ruhig kommen, er würde es ihnen schon zeigen. Zudem würde es noch eine Weile dauern, bis die Leute einsatzbereit waren.

Bis dahin hatte er sein Ziel längst erreicht, und er sah auch nicht ein,

seinen Plan zu ändern. Weg von den Straßen und querfeldein.

Mit dieser Gewißheit im Hinterkopf schaltete er noch einen Gang höher und gab Gas.

Zurück ließ er das Grauen…

***

Bill Conolly und Suko, der Yard Inspektor, waren Menschen, die schon einiges erlebt hatten. Es gab kaum Wesen aus dem Schattenreich, gegen die sie noch nicht angetreten waren, doch was sie in der letzten Viertelstunde erlebt hatten, machte auch sie ratlos.

Sie befanden sich, genau wie ihr Freund John Sinclair und die ehemalige Hexe Jane Collins, in einem Sanatorium, das gleichzeitig ein Krankenhaus war.

Hier sollte durch eine waghalsige Operation versucht werden, der bis dato herzlosen Jane Collins ein neues Herz einzupflanzen. Und zwar eins aus Aluminium. Daß sie allein dem Würfel des Unheils ihr Leben und auch ihr Weiterleben verdankte, war auf die Dauer gesehen einfach kein Zustand. Deshalb mußte zu dieser ungewöhnlichen und risikoreichen Lösung gegriffen werden.

Die ersten Schwierigkeiten waren überwunden worden. Dank Myxin und Kara, den beiden Atlantern, hatten sie es geschafft, die »Reise«, innerhalb einer kaum erfaßbaren Zeitspanne und ohne Schwierigkeiten hinter sich zu bringen. Angemeldet waren sie, und so hatte es auch keinen weiteren Ärger gegeben, obwohl sich Professor Prescott, der ausführende Arzt, doch sehr über die rasche Operation gewundert hatte. Er besaß einfach nicht mehr die Zeit für weitere Untersuchungen. Er mußte sofort operieren.

Das hatte seinen Grund.

Man konnte ihn als den Würfel des Unheils bezeichnen. Hinter ihm waren nicht nur John Sinclair und seine Freunde her, auch die schwarzmagischen Herrscher wie der Teufel und der Spuk, der letzte der Großen Alten. Sie wollten den Würfel ebenfalls unter allen Umständen in Besitz bringen, denn er verlieh ihnen eine gewaltige Macht.

Es war nicht nur ein Kampf gegen bisher unsichtbar gebliebene Feinde, auch ein Rennen gegen die Zeit.

Obwohl sie keine konkreten Beweise dafür besaßen, glaubten Suko und Bill fest daran, daß ihre Gegner nicht tatenlos zusehen würden, wie sie den Würfel an sich nahmen. Die würden irgend etwas unternehmen. Was dies sein konnte, davon hatten beide keine Ahnung gehabt, aber dann war etwas geschehen, daß sie nicht nur hatte mißtrauisch werden lassen, sondern auch in höchste Alarmbereitschaft versetzte.

Es hatte mit einer Radiomeldung begonnen. Dort war die Rede von

einem Amokfahrer gewesen. Er fuhr einen Truck, der einfach nicht zu stoppen war.

Dabei hatte die Polizei alles versucht. Doch dieser Wagen widerstand allen Angriffen.

Unbeirrt setzte er seinen Weg fort. Und wenn er die Richtung beibehielt, würde er irgendwann das Sanatorium erreichen.

Daran wollten die beiden Freunde nicht glauben. Wie der Radiosprecher durch Zeugenaussagen erfahren hatte, war auf dem Kühlergrill des Trucks die Fratze des Teufels abgebildet, und sein Fahrer besaß anstelle eines normalen Kopfs einen gelblich schimmernden Totenschädel.

Mehr Beweise brauchten sie nicht. Den beiden war klar, daß der Teufel sie nicht nur entdeckt, sondern schon die Initiative ergriffen hatte.

»Tja«, sagte der Reporter. »Was machen wir?«

»Abwarten.«

»Auf den Truck?«

Suko nickte. »Oder ist dir eine andere Möglichkeit bekannt? Hast du eine bessere Idee?«

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, die habe ich leider nicht.« Er schaute dorthin, wo sich der OP-Trakt befand, in dem die Ärzte um Jane Collins’ Leben rangen. »Eigentlich müßten wir John Bescheid geben. Der ahnt überhaupt nichts.«

»Davon rate ich ab«, sagte Suko. »Oder traust du dich, die Operation zu stören?«

»Das stimmt auch wieder.«

Der Inspektor übernahm die Initiative. »Ich würde folgendes vorschlagen: Solange keine akute Gefahr besteht, sollten wir John und Jane mit diesen Dingen nicht belasten. Wir werden beide versuchen, diesen Raserzu stoppen. Falls er uns als Ziel ansieht.«

»Das steht für mich so gut wie fest«, behauptete Bill.

»Wir werden sehen. Es könnte zudem nicht schaden, noch mehr Informationen zu bekommen.« Suko schaute sich um. »Ich habe hier alles schon gesehen, jeglichen Luxus, aber des Amerikaners wichtigstes Möbelstück fehlt.«

»Der Fernseher.«

»Genau.«

Bill machte Nägel mit Köpfen. Im Sturmschritt betrat er die Halle, die der eines Luxushotels zur Ehre gereicht hätte. Zahlreiche Patienten hatten sich es sich in den Sesseln bequem gemacht, unterhielten sich, und auch um den nicht zu stoppenden Amokfahrer drehten sich die Themen.

An der Auskunft erkundigte sich der Reporter nach einem TV-Apparat.

»Natürlich gibt es hier welche«, erwiderte die Schwester. »Aber die Rekonvaleszenten sollen unter keinen Umständen vor der Mattscheibe sitzen. Viele würde das zu sehr aufregen, deshalb haben wir die Apparate aus den Zimmern entfernt.«

»Das ist im Prinzip lobenswert, Schwester, aber wie Sie sicherlich wissen, gehören mein Freund und ich nicht zu den Kranken.«

»Schon…« Die Schwester verzog ein wenig das Gesicht und trat einen Schritt zurück.

»Wir brauchen den Apparat jetzt!«

»Ich weiß nicht…«

Bill deutete an ihr vorbei in den Hintergrund. »Sie haben doch einen dort stehen, Schwester.«

»Wenn die anderen sehen, daß Sie…«

»Es ist nur für einen Moment. Außerdem informieren sich Ihre Patienten auch über das Radio.«

Ergeben hob die Schwester die runden Schultern. »Wir können leider nicht alle überwachen lassen. Meinetwegen, kommen Sie.«

»Danke.«

Bill und Suko betraten den großen Glaskasten der Anmeldung, und der Reporter erkundigte sich, ob der lokale Sendekanal eingestellt war.

»Natürlich.« Die Haubentante bückte sich und stellte den Apparat an. Sie hatte auch direkt den richtigen Sender gewählt.

Die Schwester blieb neben den Männern stehen. Sie schaute zu, wie das graue Rechteck des Schirms zu flimmern anfing und wenig später ein buntes Bild kam.

Es wackelte ein wenig, weil es von einer tragbaren Kamera aufgenommen wurde und sich der Träger in Bewegung befand. Sie sahen einen Straßenausschnitt. Eingenommen wurde er praktisch von seinem Background, der eine Hausfront darstellte. Menschen hatten sich vor dem Gebäude versammelt. Auch Wagen parkten dort. Die meisten Fahrzeuge besaßen eine breite Lichtleiste. Es waren Polizeiautos.

»Das ist das Polizeigebäude von Cameron«, erklärte die Schwester den Freunden.

»Ja, das dachten wir uns«, murmelte Bill. Er hatte sich auf einen schmalen Stuhl niedergesetzt. Sein Blick war gespannt.

Suko stand da und hielt die Arme vor der Brust verschränkt. Er sagte kein Wort und beobachtete nur.

Jetzt kam der Reporter ins Bild. Er war ein Mann an die 30, trug eine Lederjacke und einen Schal zweimal um den Hals gewickelt.

Durch das Haar fuhr der Wind. Die Wangen zeigten hektische, rote Flecken. Die Aufregung hielt ihn gepackt. Sogar das Mikrophon, das er in der rechten Hand hielt, zitterte.

»Liebe Zuschauer, liebe Zuhörer«, sagte er.

Bill und Suko kannten die Stimme bereits aus dem Radio. Der Reporter sprach demnach für beide.

»Also, ich will Sie nicht lange auf die Folter spannen, aber was ich gehört habe, muß auch ich erst verdauen. Ich komme soeben aus dem Polizeigebäude, und dort ist man in heller Aufregung. Die Neuigkeiten überstürzen sich.« Seine Stimme nahm nun einen fast hektischen Klang an. »Man hat es mit Sperren, mit Maschinenpistolen und Maschinengewehren versucht. Auch Panzerwagen wurden eingesetzt, und wie Sie wissen, hat dies alles nichts gebracht. Der Amokfahrer war nicht zu stoppen. Er war einfach stärker. Man setzte nun Raketen ein.« Der Mann legte eine Pause ein. »Überlegen Sie mal, Raketen, um einen Truck zu stoppen. Das ist wie im Kino, aber das alles hat sich nicht auf der Leinwand abgespielt, sondern in unserem Staat, nahe unserer Stadt Cameron…«

Suko und Bill warfen sich einen bedeutsamen Blick zu. Einen Kommentar gaben sie nicht ab, aber in den Augen stand die Lösung des Falles bereits zu lesen.

Die Krankenschwester hockte auf der Stuhlkante und war bleich geworden. Sie hatte einen Arm halb erhoben und ihren Handballen gegen die Lippen gepreßt.

»Raketen.« Noch einmal sprach der Reporter das Wort aus. »Von einem Hubschrauber wurden sie gegen den Truck abgefeuert. Sie müssen treffen, sie haben auch getroffen. Nur…« Wieder steigerte sich seine Stimme. »Nur haben die beiden Geschosse nichts gebracht. Sie konnten den Wagen nicht zerstören. Er war stärker. Ja, stärker als die Raketen, und die Folgen grauenhaft. Die Raketen machten sich selbständig. Wissen Sie, was die Folge davon war. Sie flogen zurück. Nahmen sich selbst ein neues Ziel, als hätte sie der Teufel persönlich programmiert. Und dieses Ziel war der Hubschrauber. Zwei Volltreffer landeten sie. Da blieb nichts mehr übrig, nur mehr eine Feuerwolke, eine Flammensäule, aus der die glühenden Metallteile in alle Himmelsrichtungen schossen. Auch von den drei Besatzungsmitgliedern wird man wohl nie mehr etwas finden …«

Bill stand auf. Mit langsamen Bewegungen drückte er sich in die Höhe. Sein Gesicht sah aus wie eine frisch gestrichene weiße Wand.

»O Gott«, sagte er nur.

Suko enthielt sich eines Kommentars. Dafür mischte sich die Krankenschwester ein. »Ist das wirklich wahr?« hauchte sie.

»Können Menschen zu so etwas fähig sein?«

Bill lachte auf. »Menschen?«

Die Schwester begriff die Bemerkung in diesem Zusammenhang nicht, Bill gab auch keine Erklärung ab, sondern schaute weiter auf den Schirm, wo der Reporter eine kleine Sprechpause eingelegt hatte.

Die Überraschung seiner Zuhörer und Zuschauer mußte sich erst legen.

Die Kamera schwenkte. Sie zeigte auch die Gesichter der vor dem Polizeigebäude stehenden Zuschauer. Auch sie wirkten blaß.

»Was können wir tun?« meldete sich der Mann wieder. »Nichts können wir tun. Vielleicht in den Häusern bleiben und warten, bis dieser mörderische Spuk vorbei ist. Das können Sie tun, Ladies und Gents. Ich aber bleibe am Ball. Es ist mein Job, Ihnen hautnah zu berichten, was sich ereignet. Darüber vergesse ich die Gefahr. Bleiben Sie auf dem Sender. Bleiben Sie auf Texas TV!«

Nach dem letzten Wort verschwand der Reporter. Dafür flimmerte ein Werbefilm über den Schirm. Es wurde für eine Windelsorte geworben.

»Und jetzt?« fragte die Schwester.

»Wir wissen es auch nicht«, erwiderte Suko.

»Aber dieser Wagen ist nicht zu stoppen. Wenn ich die Meldungen richtig verfolgt habe, befindet er sich auf dem Weg nach Cameron. Und da muß er praktisch bei uns vorbei. Es wird also unser Sanatorium hier…«

»Das ist nicht sicher«, schwächte Bill ab.

»Ich glaube aber daran!«

»Das bleibt Ihnen frei«, sagte der Reporter. »Tun Sie sich nur einen Gefallen und auch allen anderen. Sagen Sie bitte nichts. Behalten Sie alles für sich!«

»Sicher. Ich… ich weiß, welche Verantwortung ich hier zu tragen habe.«

»Fein.«

Bill und Suko bedankten sich noch einmal für die Hilfe und verließen die Anmeldung. Auch in der Halle stehende Patienten hatten mitbekommen, daß der Apparat gelaufen war. Die Leute bestürmten die Freunde mit Fragen. Durch Radiomeldungen wußten sie auch, daß der Amokfahrer unterwegs war, und Bill konnte einfach nicht anders, als Antworten zu geben.

Er beruhigte die Männer und Frauen. »Bitte, es besteht kein Grund zur Besorgnis. Sie werden sich in keinerlei Gefahr befinden. Bleiben Sie ruhig, der Polizei wird es gelingen, den Wagen zu stoppen.«

»Aber Raketen haben es nicht geschafft«, meldete sich Al Trunk, der Mann mit dem Radio, aus dem Hintergrund.

»Das ist vielleicht eine Übertreibung des Sprechers gewesen«, erwiderte Bill und bat um etwas Platz, da er und Suko das Gebäude verlassen wollten.

Sie gingen auch nach draußen, wo sie ihre Ruhe hatten und erst mal nicht belästigt wurden.

Bill Conolly rauchte eine Zigarette. Er schaute dem grauen Qualm

nach und schüttelte den Kopf. »Eigentlich müßten wir John Bescheid geben.«

»Willst du in den OP?«

»Ja…«

»Ich bin dagegen!«

»Und weshalb!«

»Weil wir unter keinen Umständen stören dürfen. Die Ärzte, Jane und auch John befinden sich in einer anderen Welt. Da müssen Sie auch bleiben, wirklich. Keine Störung, kein Theater, kein…«

»Ja, ich habe begriffen. Und was machen wir, Suko?«

»Stoppen.«

Bill lachte kehlig. »Toll. Dafür bin ich auch. Fragt sich nur, wie du einen Amokfahrer stoppen willst, bei dem selbst Raketen versagen.«

»Ja, das ist die Frage.« Suko schaute zu Boden. »Da haben doch Zeugen von einem Teufelskopf gesprochen, der auf der Kühlerhaube abgebildet war. Oder nicht?«

»Das haben sie.«

»Also steckt Asmodis dahinter.«

»Richtig.« Bill wurde nervös. »Komm, Suko, laß dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen. Was meinst du wirklich?«

»Ganz einfach. Wenn man es schon nicht schafft, ihn auf konventionelle Art und Weise auszuschalten, sollten wir es anders versuchen. Wir persönlich stoppen ihn auf magische Art und Weise, falls er in unsere Nähe gelangt.«

Bill hatte widersprechen wollen, verschluckte seine Worte und schaute Suko lauernd an. »Ja, das wäre nicht schlecht, wie ich meine. Auf magische Art und Weise wäre das schon zu machen. Aber wie?«

»Keine Ahnung.«

»Wir müssen Johns Kreuz nehmen.«

»Wäre auch eine Möglichkeit, aber die vergiß mal. Zumindest kann ich ihn für fünf Sekunden stoppen, wenn ich ein bestimmtes Wort rufe.«

»Die Zeit ist schnell vorbei.«

»Weiß ich.«

»Und dann?«

Suko hob die Schultern. »Wird mir schon etwas eingefallen sein, mein lieber Bill.«

Der Reporter ließ ein seufzendes Brummen hören. »Ja, Suko, irgendwie muß ich dich bewundern. Wie du als Chancenloser einen solchen Optimismus aufbringen kannst, das ist schon phänomenal. Das ist einmalig. Wobei ich hoffe, daß die Ereignisse uns nicht überrollen und wir…«

Suko schlug dem Freund auf die Schulter. »Zwei Dinge müssen wir tun. Erstens, du besorgst ein Radio, damit wir den Weg des Trucks

verfolgen können, und zweitens werden wir, falls es tatsächlich hier hinfährt, ihn entsprechend erwarten.«

»Auf dem Gelände?« fragte Bill.

»Ja.«

Der Reporter schaute den Inspektor an. »Mein Gott, Suko, deinen Optimismus möchte ich haben, wirklich.«

»Wieso?«

»Vergessen wir es.« Bill drehte sich. Sie standen etwas erhöht, so daß sie auch den Trakt sehen konnten, in dem die Operation ablief. »Hoffentlich geht doch alles gut«, flüsterte der Reporter…

***

Noch lag das Herz aus Aluminium in einer Flüssigkeit. Ich konnte meinen Blick nicht davon abwenden und mußte immer daran denken, daß Jane Collins bald mit einem solchen Ding in der Brust herumlaufen sollte. Das war der reine Wahnsinn, das war verrückt, aber es war zu machen, wie die Medizin schon bewiesen hatte.

Professor Prescott und sein Team operierten.

Ich stand an der Wand, ziemlich abseits, da ich keinen im Wege stehen durfte.

Mein Gott, hatte ich gezittert und gefiebert. Obwohl es im OP ziemlich kühl war, lief mir der Schweiß in Strömen über den Körper.

Es war ein innerliches Fieber, das mich umfangen hielt. Wenn ich mit dem Handrücken über meine Stirn wischte und auf die Haut schaute, sah ich das Glänzen des Schweißes darauf. In meiner Kehle hing der Kloß, den ich auch durch heftiges Schlucken einfach nicht wegbekam. Und dies lag nicht allein an der Operation, ein anderes Ereignis war eingetreten und hatte mich völlig aus der Bahn geworfen.

Plötzlich war die Stimme dagewesen.

Ein alter »Freund« hatte sich gemeldet.

Der Teufel!

Noch immer hatte ich sein Flüstern im Ohr, seine scharfe, zischende Stimme, die mir eine Warnung zugehaucht hatte oder den Beweis dafür, daß er Bescheid wußte.

Der Satan war mit im Spiel. Er kontrollierte alles. Er hatte die Situation fest im Griff. Sogar so fest, daß er es sich leisten konnte, sich bei mir zu melden, und das empfand ich als grausam. Er hatte uns reingelegt. Auf der magischen Reise nach Texas war er im verborgenen geblieben, nun, da die Entscheidung dicht bevorstand, hatte er sich zwar nicht gezeigt, dafür bemerkbar gemacht, und das war ebenso schlimm.

Was sollte ich tun?

Nichts, gar nichts konnte ich unternehmen. Ich mußte stehenbleiben und abwarten, bis er die Initiative ergriff. Und wie viele Möglichkeiten

der Teufel besaß, das war auch mir bekannt, denn er verstand es immer wieder, zu neuen Tricks zu greifen, sich neue, böse Scherze auszudenken, die in tödlichen Überraschungen endeten.

Natürlich ging es ihm um den Würfel. Er wollte ihn ebenso in seinen Besitz bringen wie ich und der Spuk.

Von letzterem hatte ich noch nichts gehört, ging allerdings davon aus, daß auch er sich nicht zurückhalten wollte und irgendwann einmal in den Kampf eingriff. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der letzte der Großen Alten dem Teufel so ohne weiteres den Würfel überließ. Nein, das war nicht drin. Der Namenlose, wie er auch genannt wurde, verfolgte eiskalt seine Pläne.

Und zwischen den Fronten standen Jane Collins, das Ärzteteam sowie ich. Zudem wußten Suko und Bill noch nicht Bescheid. Sie waren völlig ahnungslos, hockten vielleicht in einer der Bars und genossen kühle Drinks.

Ich mußte sie warnen.

Konnte ich überhaupt den Saal verlassen? Nein, das Risiko war einfach zu groß, da ich mittlerweile wußte, um was es hier ging.

Wenn ich den OP-Raum verließ, hatte Asmodis freie Bahn.

Das konnte ich nicht riskieren. Ich mußte einfach bleiben und abwarten.

Hätte es ein Telefon gegeben, wäre alles okay gewesen, aber das war auch nicht vorhanden. Ich kam mir vor, wie von der Außenwelt abgeschnitten. Ich traute mich auch nicht, den Professor oder einen der anderen vier Ärzte zu stören und ihnen eine Mitteilung zu machen. Zudem hätte man mir wohl kaum geglaubt.

Also blieb ich hier.

Die Ärzte zeigten an mir kein Interesse. Sie arbeiteten sehr konzentriert. Hin und wieder blickten sie auf die Instrumente, an die Jane angeschlossen war. Auf den Skalen lasen sie die Funktionen ihrer inneren Organe ab. Ob die Männer zufrieden waren, konnte ich nicht erkennen, da die OP-Masken den größten Teil ihrer Gesichter verdeckten.

Nur eine schaute öfter zu mir herüber.

Es war Marga, die OP-Schwester. Hin und wieder nickte sie mir auch zu, ansonsten hielt sie sich zurück. Kein geflüstertes Wort drang unter dem Mundtuch hervor.

Hatte ich mich zu Beginn sehr auf die Operation konzentriert, so verlor sich diese Aufmerksamkeit ein wenig. Ich dachte immer wieder an den Teufel und an die geflüsterte Stimme. Die Worte hatten sich tief in meinem Inneren eingefressen, so daß ich jeden Augenblick damit rechnete, daß der Satan abermals erschien.

Aber er zeigte sich nicht…

Langsam bekam ich Herzklopfen. Ich spürte den Druck wie eine

unsichtbare Würgezange, die sich um meine Kehle gelegt hatte. Es fiel mir schwer, auf dem Fleck stehenzubleiben und mich zu konzentrieren. Über meine Kleidung hatte ich einen OP-Kittel angezogen, und der war auf dem Rücken geknöpft. Eine Tatsache, die mir überhaupt nicht paßte, wenn ich daran dachte, daß ich dadurch daran gehindert wurde, an meine Waffe zu gelangen.

Fast unmöglich, wenn es schnell gehen sollte. Noch hatte ich Zeit und drehte meinen Arm so, daß ich mit der Hand über den Rücken fahren konnte.

Mit den Fingern tastete ich die ersten Knöpfe ab. Zum Glück waren die Löcher weit geschnitten, allzu große Mühe bereitete es nicht, den Kittel abzubekommen.

Die ersten drei schaffte ich bequem, den vierten auch, dann begannen die Schwierigkeiten, zudem durften die operierenden Ärzte nichts von meinen Bemühungen merken, da sie mich sonst aus dem Raum entfernt hätten. Ich beließ es bei den vier Knöpfen.

Noch mehr in Schweiß gebadet, blieb ich stehen und drückte den Rücken wieder gegen die mit grünen Fliesen gekachelte Wand. Wieviel Zeit inzwischen vergangen war, wußte ich nicht. Es gelang mir aber, einen Blick auf Jane zu werfen.

Wie eine Tote lag sie auf dem Tisch. Auf ihrem Körper lag und schimmerte etwas Rotes, Kantiges.

Es war der Würfel des Unheils. Genau der Gegenstand, der harmlos aussah, aber sehr mächtig war und um den sich gewissermaßen alles drehte. Dieser Würfel konnte eine Welt aus den Angeln heben.

Wer ihn in die Hand bekommen wollte, ging über Leichen. Dem waren Menschenleben einfach nichts mehr wert.

Noch hielt er Jane am Leben…

Von Professor Prescott fing ich einen scharfen Blick auf. Es war das erstemal, daß er mich seit Beginn der Operation überhaupt anschaute, und ich legte in meinen Rückblick ein Fragezeigen.

Der Arzt nickte und deutete auf das Aluherz.

Ich verstand.

Es war soweit. Er wollte jetzt mit dem wichtigsten Teil der Operation beginnen. Jane Collins Brust hatte er bereits geöffnet, nun mußte er das Herz einpflanzen, damit es die gleichen Funktionen übernahm wie ein normales Herz.

Der Druck in meinem Magen nahm ständig zu. Es war die Angst, die diese Reaktion hervorrief. Und auch die Hilflosigkeit, denn ich war gewissermaßen out. Viel unternehmen konnte ich nicht. Bei der Operation war ich nur mehr Zuschauer.

Aber ich rechnete damit, daß der Teufel uns unter Kontrolle hatte.

Welche Gelegenheit war für ihn am günstigsten, um eingreifen zu können? Der Augenblick, in dem der Austausch stattfand? Ich hatte

den Professor sehr genau darauf hingewiesen, daß Jane Collins unter allen Umständen den Kontakt mit dem Würfel nicht verlieren durfte. Wenn das geschah, war ihr Leben verwirkt. Sie mußte also in der Anfangsphase durch das künstliche Herz und den Würfel existieren.

Ob sie das schaffte?

Meine Spannung wuchs.

Sie steigerte sich ins Unermeßliche. Mir fiel selbst das Atmen schwer, unsichtbare Hände schienen meinen Magen umkrallen zu wollen. Mein Puls raste, als ich zusah, wie sich der Professor abwandte und die beiden kleinen Schritte zur Seite trat.

Auch die anderen Ärzte waren gespannt. Mal schauten sie auf die Patientin, mal sahen sie dem Professor zu, der das Kunstwerk der Technik mit einer Vorrichtung aus der Flüssigkeit hob, wo es völlig keimfrei gehalten wurde.

Langsam und behutsam geschah dies.

Ich zitterte. Meine Blicke waren auf das Herz gerichtet.

Plötzlich erschienen zwei Greifarme, die das Herz an sich nahmen. Sie schwenkten auf den Körper der ehemaligen Hexe zu.

Auch dies geschah sehr vorsichtig. Nur keine ruckartige Bewegung. Kein falsches Zögern, nicht zu schnell, alles mußte präzise über die Bühne laufen.

In der Theorie war alles klar, wie jedoch die Praxis aussah, mußte sich erst noch beweisen.

Professor Prescott gab mit leiser Stimme seine knappen Anweisungen. Jeder war gespannt, ein jeder spürte, daß hier etwas Entscheidendes geschah.

Ging wirklich alles glatt?

Himmel, war ich nervös. Noch nie war es mir so schwer gefallen, auf einer Stelle zu verharren. Die innere Unruhe steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. Ich spürte und hörte mein Herz. Es schlug irgendwie dumpf und fast anklagend.

Das Blut rauschte in meinem Kopf. Die Hände hatte ich zu Fäusten geschlossen, zwischen den Fingern spürte ich den Schweiß, der dort eine glatte Schicht bildete.

Angst und Hoffen trafen hier zusammen. Asmodis hatte mich gewarnt. Er wollte den Würfel. Sicherlich lauerte er irgendwo im Hintergrund, um zuschlagen zu können.

»Klar?«

Professor Prescott hatte gesprochen. Er erwartete von seinen Mitarbeitern eine Antwort.

Die Männer nickten. Auch Mara, die OP-Schwester, beteiligte sich daran.

»Dann das Herz!«

Wieder setzte sich der Schwenkarm in Bewegung. Er war genau auf

den Körper der Patientin ausgerichtet.

Ich muß noch einmal betonen, daß ich hier keine normale Operation erlebte. Das war etwas völlig anderes, da man Jane zwar als einen Menschen bezeichnen konnte, sie im Prinzip jedoch keiner war, denn wer konnte schon ohne Herz existieren?

Das alles sollte sich ändern. Sie würde ein Herz aus Aluminium bekommen und damit leben, wir hofften es jedenfalls. Wir hatten die Operation ohne Untersuchung und Vorbereitung starten müssen. Eine absolute Novität in der Medizin.

Der Schwenkarm mit dem kostbaren Kunstherz senkte sich auf den Körper zu.

Gebannt verfolgten zahlreiche Augenpaare diesen Weg. Unter anderem auch ich, und meine Spannung hatte sich um keinen Deut vermindert. Im Gegenteil, es war sogar eine Steigerung festzustellen. Mein Herz schlug noch schneller.

Der Schweiß rann an meiner Stirn nach unten und wurde von dem Gesichtsschutz aufgenommen.

Wenn doch schon alles vorbei wäre! dachte ich in diesen Sekunden.

Die Ärzte rückten wieder so dicht zusammen, daß sie mir den direkten Blick auf Jane Collins nahmen. Ich konnte nicht eingreifen.

Ihr Leben, ihre Existenz lag jetzt in den Händen der Ärzte und in denen eines Höheren. Für mich hatte niemand mehr einen Blick. Ich schaute auf die gekrümmten Rücken, hörte die knappen Anweisungen des Professors.

Schwester Mara und ein weiterer Arzt sorgten dafür, daß der Professor das richtige Gerät zwischen die Finger bekam. Er war nun dabei, das Herz »anzuschließen«.

Jede Sekunde wurde für mich zu einer Qual.

»Tupfer, schnell!«

Wieder vernahm ich die Stimme des Professors. Sie hatte etwas nervöser geklungen als zu Beginn.

Oder bildete ich mir das alles ein?

Er bekam die Tupfer, in die schmalen Backen einer Pinzette eingeklemmt, gereicht. Zielstrebig arbeitete er. Ich sah das Zucken seinesrechten Arms. »Gut«, sagte er, »das ist gut…«

Zum erstenmal erlebte ich auch bei ihm eine menschliche Regung.

Alle Versammelten standen unter einem hohen Streß. Da ging es ihnen nicht besser als mir.

Nur waren sie durch ihre Arbeit abgelenkt. Noch immer beugten sie sich über die Patientin. Ich sah die grünen Rücken. Über ihnen stand die breite Fläche des Scheinwerfers mit seinen zahlreichen Lampen, die wie helle Augen wirkten.

Jedes Detail konnten die Mediziner erkennen. Starkes, blendfreies Licht fiel auf den Körper.

Und der Teufel?

Für mich war es ein kleines Wunder, daß er sich noch nicht hatte blicken lassen.

Wollte er nicht mehr?

Daran konnte ich nicht glauben. Asmodis gab nicht auf. Jetzt hätte er eigentlich die Chance gehabt, etwas zu unternehmen, doch er hielt sich zurück.

Nichts sah ich von ihm, gar nichts…

Und so blieb mir nichts anders übrig, als weiterhin abzuwarten und darauf zu vertrauen, daß alles glatt und sicher über die Bühne lief.

Ich entspannte mich ein wenig. Scharf atmete ich aus, so daß sich vor meinen Lippen das Mundtuch wölbte und wie ein kleines Segel wirkte.

»Skalpell!«

Fast so scharf wie das Operationsmesser selbst waren die Worte ausgestoßen worden. Jemand reichte Professor Prescott das Gewünschte.

Kein Zittern seiner Hand zeigte an, daß auch er nervös war.

Dieser Mann behielt die Übersicht.

Das verminderte auch meine Spannung.

Ich rechnete allmählich damit, daß es tatsächlich klappte und zwei Träume gewissermaßen in Erfüllung gehen würden.

Zum einen konnte Jane weiterhin am Leben bleiben, zum anderen gelang es mir endlich nach langen Jahren; den Würfel des Unheils zu bekommen.

Wenn das kein Grund zur Freude war…

Die Ärzte arbeiteten verbissen, ungemein konzentriert. Ihre Umwelt hatten sie vergessen, sie achteten allein auf ihre Patientin.

Die Spannung in meinem Innern hatte zwar nachgelassen, die Aufmerksamkeit aber war geblieben. Da ich Jane sowieso nicht sehen oder ihr direkt helfen konnte, schaute ich in die Runde. Jede Kachel tastete ich mit meinen Blicken ab. Der Teufel steckte oft genug im Detail, das konnte ich in diesem Fall wörtlich nehmen. Möglicherweise zeigte ersich in der Wand oder kam durch den Fußboden, denn für Asmodis gab es keine Hindernisse wie für einen normalen Menschen.

Vielleicht war es Zufall. Möglicherweise auch Intuition, daß ich gerade in diesen Augenblick mit meinen Blicken den OP-Raum gewissermaßen sezierte, jedenfalls fiel mir eine Bewegung auf.

Weder an den Wänden noch am Fußboden war es zu sehen, sondern unter der Decke und rechts neben der großen, kreisförmigen Lampe. Dort sah ich ein Schimmern, einen rötlich gelben Fleck, aus dem einen Herzschlag später ein Gesicht wurde.

Ein menschliches Gesicht, eine lange Fratze mit einem Stirnband und

dicken Haaren, die mich an Schlangen erinnerten. Sie rahmten das schmale Gesicht ein, dessen Mund weit geöffnet war, als wollte dieser Geist schreien.

In seinen Pupillen sah ich blitzende Flecken, die wie strahlende Sterne wirkten, wahrscheinlich spiegelte sich dort das Licht wider, und auch das mit Steinen verzierte Stirnband schimmerte.

Ich war entsetzt und gebannt.

All meine Hoffnungen brachen schlagartig zusammen. Mein Gegner hatte reagiert.

Aber wer war diese Gestalt? Zu wem gehörte das Gesicht? Zu Asmodis nicht, der sah anders aus, und ich glaubte auch nicht daran, daß er sich in einer Verkleidung zeigen würde.

Der Spuk war es auch nicht. Wenn er kam, erschien er als dunkle, gefährliche und düstere Wolke, die ein unbeschreibliches Grauen abstrahlte und alles schlucken wollte, was sich ihr in den Weg stellte.

Auf jeden Fall war dieser Geist oder diese Person ein Dämon, der nicht wollte, daß Jane Collins wieder ein halbwegs normales Leben führte.

Die anderen hatten ihn noch nicht bemerkt.

Jetzt gratulierte ich mir dazu, meinen Kittel schon teilweise aufgeknöpft zu haben. So war es leichter, an die Beretta zu gelangen.

Noch immer schwebte das Gesicht fratzenhaft verzerrt in der Luft. Ich griff schon nach meiner Waffe, als es geschah.

Jemand schrie gellend auf.

Es war Jane Collins!

***

Chuck Everett war wieder unterwegs!

Und es ging ihm blendend als Diener des Teufels. Noch nie zuvor hatte er sich so gut gefühlt. Er war in seinem Element, konnte hinter dem Steuer sitzen und wurde von den Kräften des Teufels geleitet, die dafür sorgten, daß sich seine Reise dem Ziel näherte und er durch nichts aufgehalten wurde.

Vergessen waren die gepanzerten Polizeiwagen, vergessen auch die Kugelgarben und ebenfalls der mit Raketen bestückte Hubschrauber. Wenn er in die Spiegel schaute, sah er weit hinten noch eine dunkle Rauchwolke in den Himmel steigen.

Die Richtung war Nordost!

Daran mußte er sich halten, dann würde er irgendwann an das Sanatorium gelangen. Wenn er durch das Gelände fuhr, vielleicht noch eine gute Stunde.

Mittlerweile war die Sonne höher gestiegen. Selbst im Winter besaß sie ihre Kraft. Die Strahlen wärmten das Führerhaus allmählich auf. Aber das machte dem Mann nichts.

Der Totenschädel war verschwunden. Ein normaler Chuck Everett hockte hinter dem Lenkrad und war gespannt darauf, was sich seine Gegner wieder einfallen lassen würden, um ihn aufzuhalten.

Mit Raketen hatten sie es versucht, das war gewissermaßen das schwerste Geschütz. Was konnten sie noch nehmen?

Flammenwerfer, Raupenschlepper, Walzen, Kräne, gewaltige Bagger, das alles war möglich. Und vielleicht hätten sie es irgendwann auch geschafft, aber es kam noch etwas hinzu.

Diese Geräte herbeizuschaffen, kostete Zeit, und die hatten sie nicht. In einer Stunde würde Chuck sein Ziel erreicht und seine Aufgabeerledigt haben.

Was danach folgte, das mußte er zunächst einmal in Ruhe abwarten. Er ging davon aus, daß ihn der Teufel nicht im Stich ließ.

Dann fiel ihm noch etwas ein. Wenn Kräne, Walzen oder Abraumbagger nicht schnell genug waren, gab es noch ein Mittel.

Panzer!

Ja, die Kriegspanzer hielten mit der Geschwindigkeit des Trucks Schritt, und sicherlich würden sie zu dieser Lösung greifen.

Chuck wollte es früh genug erfahren und schaltete deshalb wieder sein Radio ein. Bisher war er mit guten Meldungen versorgt worden. Keine Information hatte sich als Bluff herausgestellt. Dieser Reporter warwirklich auf Draht.

Musik vernahm er, unterbrochen durch die aktive Stimme eines tollen Werbesprechers, der seine Haare mit einem ganz bestimmten Shampoo wusch und deshalb angeblich größere Chancen bei Frauen besaß.

Nach diesem Werbespot folgte noch einer, und dann hörte er wieder die aufgeregt klingende Stimme des Reporters. Auch dieser Mann hatte von der Vernichtung des Hubschraubers erfahren. Obwohl er den Vorgang selbst nicht mitbekommen hatte, war er doch sehr aufgeregt. Das hörte man seiner Stimme an.

Während Chuck durch das hügelige, baumlose Gelände fuhr und eine Staubfahne hinter sich herzog, achtete er auf die Worte des Reporters. Der Trucker erfuhr von der Vernichtung und mußte grinsen, da er von dem Vorgang aus zweiter Hand erfuhr. Das wollte er nicht. Dieser Kerl sollte berichten, was die Bullen noch vorhatten.

Darüber sprach der Mann, aber er konnte nichts Genaues sagen.

»Es tut mir leid, liebe Zuhörer, wenn Sie umsonst auf weitere Informationen warten. Selbst für mich war es unmöglich, über die weiteren Pläne der zuständigen Stellen etwas zu erfahren. Das verstehe ich, denn der Amokfahrer soll nicht gewarnt werden. Ich kann Ihnen nur mitteilen, daß die Behörden nicht aufgeben. Sie haben noch einige Möglichkeiten in der Rückhand, und man wird alles ausschöpfen. Dieser Mörder muß angehalten werden. Waren es im

vorigen Jahrhundert blutrünstige Apachen oder wilde Banditen gewesen, so ist es heute dieser Trucker. Amerika und Texas können sich so etwas nicht bieten lassen. Wir werden ihm beweisen, daß in uns noch so etwas wie Pioniergeist steckt. Das lassen wir uns auf keinen Fall bieten. Wir…«

Wütend schaltete Everett das Radio ab. Er konnte den Kerl nicht mehr hören. Der brachte es fertig und machte aus seiner Rede noch eine Wahlveranstaltung.

Mist, auch…

Voller Wut erhöhte Chuck die Geschwindigkeit. Der schwere Truck schaukelte über die Unebenheiten des Geländes. Er nahm Hügel, fuhr in Täler hinein, rollte kurzerhand durch dichtes Buschwerk und walzte es so platt, daß es sich nicht mehr aufrichten konnte.

Natürlich war Chuck klar, daß sie ihn verfolgen würden. Wohl nicht mit Wagen, sondern mit anderen Fahr- oder Flugzeugen.

Einen Hubschrauber hatte er zerstören können.

Als er zum Himmel schaute, entdeckte er in ziemlich großer Höhe einen zweiten und dritten.

Einer kam von rechts, der andere von links. Sie behielten ihn also unter Kontrolle.

Sollten sie ruhig…

Durch sogenannte Rolling Hills fuhr der Mann. Sie erinnerten ihn in ihrer Geländeform an die Hügel in Virginia. Nur waren diese hier nicht grün, sondern von der Sonne ausgebrannt.

Wege kreuzten hin und wieder die Strecke. Schmale Asphaltbänder. Er sah auch Wegschilder, auf einem las er den Namen Droghol.

Das war ein kleiner Ort in der Nähe des Sanatoriums.

Sein Ziel!

Eine schmale Rinne hatte er gefunden, durch die er seinen Truck lenkte. Es war keine bequeme Strecke, denn in der Rinne lagen zahlreiche Steine, die wie ein Bett aus Schotter wirkten, über das der Wagen rumpelte und heftig gestoßen wurde.

Manchmal sprang er regelrecht in die Höhe, und Chuck war froh, als er eine kleine Anhöhe erreichte, eine Straße fand, die in ein weites Tal führte, das einen Fluß gewissermaßen in zwei Hälften teilte.

Jenseits des Flusses sah der Trucker eine Ansammlung von Häusern. Das war der kleine Ort Droghol.

Ein scharfes Grinsen glitt über seine Lippen. Bestimmt hatten die Menschen dort von ihm bereits gehört. Da er unter Beobachtung stand, würden sie auch wissen, was sich da ihrem Nest näherte. Bestimmt bekamen die zuständigen Behörden jetzt Alarm. Wenn dort Bullen anwesend waren, würden sie entsprechend reagieren.

Darauf freute sich Everett.

Ihm war klar, daß er auf keinen Fall seinen Truck stoppen, sondern

durchfahren würde. Er wollte die Gesichter der Menschen sehen, wollte sich an ihrer Angst und ihrem Entsetzen weiden, wenn sie erfuhren, daß sich ein Amokfahrer ihr Dorf ausgesucht hatte.

Die würden vor Angst vergehen.

Ein hartes Lachen drang aus seinem Mund. Der Blick war starr nach vorn gerichtet. Erst als er die Straße erreichte, die auf den Fluß zuführte, suchte er wieder die Luft ab.

Die Hubschrauber waren noch da. Sie hatten sich auch näher herangetraut und verfolgten seinen Weg. Nach wie vor hatten sie ihn in die Zange genommen. Sogar die schattenhaften Gesichter der Piloten konnte Chuck erkennen.

Zwar existierte der Fluß, aber er sah keine Brücke in der Nähe.

Erst weit im Westen schimmerte das Metall eines Übergangs. Bei diesem Umweg würde er zuviel Zeit verlieren.

Dennoch kamen die Bewohner über den Fluß, denn es existierte dort eine alte Fähre. Ob sie in Betrieb war, konnte er nicht sagen, jedenfalls tastete er sich näher heran, sah auch zwei Wagen dort stehen und die Männer, die ausgestiegen waren.

Der Trucker hatte keine Lust, die Fähre zu nehmen. Satan hatte ihm schließlich gesagt, daß es für ihn und seinen Wagen kein Hindernis gab, das ihn aufhalten konnte.

Demnach durfte der Fluß auch keines sein.

Und das genau wollte Chuck Everett ausprobieren.

Er beschleunigte noch einmal, und das Dröhnen des Motors wurde so stark, daß es von den Leuten an der Fähre bereits gehört wurde. Hastig drehten sie sich um.

Sie sahen den Wagen kommen. Anscheinend hatten sie schon von ihm gehört, denn ihre Bewegungen gaben darüber Auskunft. Ein Mann zeigte auf den heranrollenden Wagen, ein anderer holte sein Gewehr aus dem Auto und begab sich hinter einem steinernen Fährhaus in Deckung.

Der Trucker hatte für diese Reaktion nur ein Lachen übrig. Er wollte nichts von ihnen. Sollten sie am Leben bleiben. Für ihn waren andere Dinge wichtiger.

Die Stadt, das Sanatorium, der Fluß.

Er hatte die Straße bereits verlassen, rollte durch das mit kräftiger Vegetation bewachsene Gelände und befand sich schon im nahen Uferbereich. Die Räder drückten das hohe Gras platt. Buschwerk bildete überhaupt kein Hindernis, und auch die Kante der vor den Reifen auftauchenden Böschung.

Er überrollte sie, stand für einen kurzen Augenblick auf der Kippe, sodaß es aussah, als würde der Wagen fallen. Auch Chuck hatte das Gefühl, als er das Schaukeln merkte, durch die breite Scheibe und auf die Schräge vor ihm starrte.

Der Truck kippte nach vorn. Die sich noch drehenden Räder bekamen durch ihr breites Profil sicheren Halt in dem weichen ufernahen Boden, und so konnte er weiterfahren.

Die Zuschauer blickten ihm ungläubig nach. Sie konnten es kaum fassen, daß dieser Fahrer so mir nichts dir nichts das Hindernis überwunden hatte und nun auf den Fluß zurollte.

Chuck tat genau das Gegenteil von dem, was er eigentlich hatte tun sollen.

Er gab Gas!

Schlick, Schlamm, Gras und feuchte Erde wurden in die Höhe geschleudert, bevor die Vorderreifen den ersten Kontakt mit dem Wasser bekamen.

Sie jagten hinein.

Ließ der Teufel ihn im Stich? fragte sich Everett und überlegte, wie tief der Fluß war.

Sein Truck fuhr.

Er kämpfte sich voran, auch die Strömung beirrte ihn nicht.

Gurgelnd und schmatzend rollten die Wellen über die Motorhaube und spritzten gegen die Frontscheibe.

Der Motor schluckte das Wasser, als wäre es Treibstoff. Kein Stottern, kein Stromausfall. Chuck konnte den Fluß durchqueren und bekam sogar noch eine Wäsche gratis. Die Reifen fanden auf dem Grund Halt, und wenn sie Widerstand spürten, zerbrachen sie ihn mit ihrer bulligen Kraft.

Everett freute sich. Er schaute wieder in den Spiegel und sah die Leute am Ufer stehen. Die Gaffer bekamen ihre Mäuler nicht mehr zu.

Wahrscheinlich würde in Droghol jetzt der Alarm durch die beiden Hubschrauberbesatzungen ausgelöst.

Die tiefste Stelle hatte Chuck rasch überwunden. Bald wurde es wieder flacher, und auch die Wellen spülten nicht mehr bis an die Frontscheibe heran.

Schwerfällig setzte sich der Truck gegen die letzten Widerstände durch, da nahe am Ufer aus dem Wasser sperrige Büsche wuchsen, die erst noch überwunden werden mußten.

Auch das gelang, und wenig später rollte der Wagen auf dem Trockenen weiter.

Die hier hochwachsende Böschung überwand der Truck glatt und sicher wie ein Panzer. Zwar neigte er sich nach hinten, aber die Kraft des Motors, übertragen auf die Räder, schaufelte ihn hoch.

Auf relativ ebenem Gelände konnte Chuck Everett weiterfahren.

Er war ein wenig vom Weg abgekommen und mußte sich nach rechts halten, um die Straße zu erreichen, die auf den Ort zuführte.

Schon bald hinterließen die Räder nasse Spuren auf dem Asphalt.

Erste Gebäude erschienen. Plakatwände mit bunter Werbung.

Übergroße Lippen lächelten, Kinderaugen verlangten nach einem gewissen Spielzeug. Auch die Zigarettenreklame fehlte nicht, die dem Käufer den Geruch von Freiheit und Abenteuer einsuggerierte.

Das alles interessierte Chuck nicht. Auch nicht die Tankstelle auf der rechten Seite, die einer Scheune gegenüberstand. Beide Gebäude wirkten menschenleer.

Das Dorf erschien.

Kleine Häuser. Manche aus Holz gebaut, andere wiederum aus Stein. Stolz reckte sich der Turm einer Kirche in die Höhe. Er bildete den Mittelpunkt der Ortschaft.

Leergefegt war sie. Kein Mensch ließ sich auf der Straße blicken.

Selbst Hunde oder Katzen hatten sich verkrochen. Die Tiere schienen genau zu wissen, daß sich das Unheil näherte. Eine Tötungsmaschine auf vier Rädern!

Rechts und links der Main Street standen die leeren Wagen.

Chuck fuhr bewußt langsamer. Und er konnte erkennen, daß die über Funk durchgegebenen Warnungen gefruchtet hatten, dem niemand ließ sich auf der Straße blicken. Keiner traute sich aus dem Haus, während der Wagen durch den Ort rollte und sich der Dorfmitte näherte.

Plötzlich sah Chuck ein Hindernis.

Eine Eisenbahnschranke. Ob sie heruntergelassen worden war, weil ein Zug kam, blieb ungewiß. Es brauchte ihn auch nicht sonderlich zu interessieren, denn dieses Hindernis konnte ihn nicht stoppen.

Die Gleise waren schlecht einsehbar. Bäume versperrten die Sicht.

Der Trucker gab Stoff.

Im nächsten Augenblick wurde das erste Hindernis zerfetzt.

Chuck überquerte die Gleise und sah plötzlich rechts und links die Schatten.

Die Dörfler waren schlauer, als er angenommen hatte. Sie mußten auch genau den Zeitpunkt abgepaßt haben, denn die beiden Güterwagen rollten von zwei verschiedenen Seiten auf ihn zu, um den Truck mit ihren Puffern aufzuspießen…

***

Der Schrei war grell, spitz und voller Angst. Nicht nur ich wurde davon überrascht, auch die Ärzte, denn sie zuckten zurück, als hätte jeder von ihnen einen Stoß bekommen. Bisher war es dem Professor gelungen, die Übersicht zu bewahren, doch dieser schreckliche Schrei hatte ihn aus seiner Ruhe gerissen. Er stand da, hatte die Arme erhoben, in seiner Hand blitzte noch ein Instrument, und er schaute mich an, als hätte ich für den Vorgang die Verantwortung getragen.

Natürlich wollte ich zu Jane, aber ich mußte zuvor nach diesem Geist schauen, den nur ich unter der Decke und dicht an der Lampe

entdeckt hatte. Noch sah ich das Gesicht, aber es war dabei, sich aufzulösen. Der Mund bildete eine ovale Öffnung, Schlangen zuckten auf dem Kopf, doch die Umrisse wurden nicht nur schwächer, sondern auch zerrissen. Nach verschiedenen Seiten huschte sie weg.

Im nächsten Moment startete ich, war mit zwei Sätzen bei Jane und stieß noch einen Arzt aus dem Weg.

Sie schaute mich an.

Es war ein Blick voller Angst und Verzweiflung. Ich löste mich nur mühsam davon, zudem hatte Jane den Schlauch der Narkoseapparatur abgerissen, und ich konnte jetzt ihre freiliegende Brust sehen.

Die linke Seite war offen.

So gut wie kein Blut rann daraus hervor, das Herz aus Alu lag bereits in der Brusthöhle, aber Jane hielt auch den Würfel fest. Noch garantierte er das Leben.

Sie bewegte den Mund, ein Zeichen für mich, daß sie sprechen wollte. Zudem war ich auch froh, daß die Ärzte nicht eingriffen und mich mit Jane in Kühe ließen.

»Was ist, Jane?«

»Gefahr!«

»Wer? Der Teufel?«

»Nein, nicht…«

»Der Spuk?«

»Auch nicht«, ächzte sie. »Auch nicht. Ein ganz anderer, ein gefährlicherer…«

»Apache, John, der Zombie-Apache…«

Ich stand steif neben dem OP-Tisch. Ein neuer Begriff war gefallen. Der Zombie-Apache!

Über meinen Rücken lief ein kalter Hauch. Sie hatte von einem Wesen gesprochen, von dem ich noch nie etwas gehört hatte. Wer war dieser Zombie-Apache?

»Du… du hast dich nicht versprochen, Jane?«

»Nein«, hauchte sie. »Er ist es gewesen. Er ist der Zombie-Apache. Er will den Würfel. John, bitte…«

Ich strich über ihre Wange. Es war vielleicht verkehrt, aber hier war sowieso nichts normal. »Okay, Darling, sei ruhig, sei ganz ruhig, hast du verstanden?«

»Ja.«

»Die Ärzte werden jetzt weitermachen. Du bekommst dein Herz, du bekommst ein neues Herz. Du wirst leben, und ich beschütze dich, Jane, Klar?«

»Ja, John.«

Ich lächelte ihr aufmunternd zu. Mehr konnte ich wirklich nicht tun, denn ich war kein Mediziner. Ihre Hand hatte ich gehalten, trat jetzt zurück und löste dabei meine Finger aus den ihren, so daß ihr Arm

wieder nach unten fiel und dicht neben ihrem Körper liegenblieb.

Erst jetzt reagierten auch die Ärzte. Es war Professor Prescott, der die Initiative übernahm. Er schaute mich an. Selten habe ich eine solche Unsicherheit in den Augen eines Menschen gesehen. »Was war das?« fragte er. »Was hat sie gesagt?«

»Haben Sie die Worte nicht verstanden?«

Prescott antwortete nicht. Erst nach einer Weile fragte er: »Ja und?«

»Haben Sie noch nie etwas darüber gehört?«

»Nein.«

»Dann weiß ich auch keine Lösung.« Ich berichtete nichts von der geisterhaften Gestalt, die ich kurz zuvor unter der Decke hatte schweben sehen.

»Sie können operieren, Professor.«

»Weitermachen?«

»Ja!«

Er wollte den Kopf schütteln, schaute in meine Augen und nickte statt dessen. »All right, Mr. Sinclair. Sie haben die Verantwortung. Ich werde mein Bestes tun, aber keinen Vorwurf, falls es schiefgeht.«

»Nein!«

Auch die anderen Ärzte sowie die OP-Schwester traten wieder an den Tisch, da ich einige Schritte zurückgegangen war. Sofort nahmen sie die Arbeit wieder auf.

Prescott hatte noch etwas zu sagen, und er richtete seine Worte an mich. »Sie haben es ja gesehen, Mr. Sinclair, das Herz liegt bereits in Miß Collins' Brust. Wir schließen es jetzt an und werden die Hautlappen wieder zusammennähen. Normalerweise dauert eine Operation wie diese hier Stunden. Sie haben uns andere Grenzen gesetzt, danach werden wir uns auch weiterhin richten können.«

»Bitte, machen Sie!«

Als die Mediziner sich wieder an die Arbeit begaben, wischte ich mirden Schweiß von der Stirn. Meine Güte, die letzten Minuten hatten es tatsächlich in sich gehabt. Auch mein Herz hatte sich in eine schnell schlagende Pumpe verwandelt, und ich konnte gegen den Schwindel nichts unternehmen.

Mit wackligen Knien war ich zurückgegangen, hatte mich wieder gegen die Wand gelehnt und schaute auf die Rücken der Ärzte.

Es gab also noch eine zweite Gefahr. Nicht allein der Teufel lauerte auf eine Chance, sondern ein Zombie-Apache. Woher er kam, wo sein Geist gesteckt hatte, das wußte ich nicht, doch ich würde es erfahren, dessen war ich mir sicher.

Zudem hatte er sich plötzlich aufgelöst und war wie ein verteilter Schatten über die hier anwesenden Menschen gekommen.

Sehr mysteriös fand ich dies…

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß dieser Zombie-Apache

oder dessen Gesicht grundlos erschienen war. Bestimmt hatte er mich oder Jane nicht warnen wollen.

Da steckte mehr dahinter!

In den folgenden Minuten nahm meine Aufmerksamkeit noch stärker zu. Ich beobachtete die Bewegung der Ärzte, ohne allerdings von diesem Fach etwas zu verstehen, aber die Furcht in meinem Innern wurde immer drückender.

Präzise und knapp gab der Professor seine Anweisungen, dieanstandslos befolgt wurden. Niemand tanzte aus der Reihe, das Team arbeitete Hand in Hand. Die Operation wurde völlig normal weitergeführt.

Trotzdem blieb bei mir das Mißtrauen kleben. Mir schien die Atmosphäre nicht mehr so wie vor dem Zwischenfall zu sein. Hier hatte sich etwas verändert, nur konnte ich nichts feststellen.

Zwar war mir gesagt worden, stehenzubleiben, danach richtete ich mich jetzt nicht mehr, denn ich wollte einen besseren Blickwinkel bekommen und setzte mich deshalb in Bewegung, um den OP-Tisch zu umkreisen.

Wenn eine Gefahr drohte und etwas Überraschendes geschehen sollte, dann nur mit Jane Collins.

Sie lag nach wie vor unbeweglich. Die Augen hielt sie diesmal geschlossen, wie ich durch eine Lücke sehen konnte. Und ich erkannte auch, daß der Professor die Wunde zuklappte, um sie anschließend zu nähen.

Es lief normal…

Ich ging weiter.

Als ich Mara anschaute, hatte ich das Gefühl, in die Pupillen einer Fremden zu sehen. So sehr hatte sich der Ausdruck verändert. Er war hart geworden und besaß auch einen anderen Glanz. Einen metallischen…

Vorsicht war geboten.

Ich spürte die Kälte, die über meinen Rücken rieselte, und Mara, die eigentlich hätte am OP-Tisch bleiben müssen, kümmerte sich nicht mehr darum. Sie trat einen Schritt zur Seite und kam gleitend auf mich zu. Einen Grund hatte ich ihr meines Wissens nicht gegeben, also mußte sie ein anderes Motiv haben.

Wollte sie mich vielleicht wieder wegscheuchen, weil ich den Anordnungen des Chefs nicht gefolgt war.

»Was wollen Sie?« fragte ich leise.

Ich bekam keine Antwort. Sie ging nur weiter. Aus ihrer leicht gekrümmten rechten Hand schauten die beiden Seiten einer Schere hervor. Ein für eine Operation zu verwendendes normales Instrument, in diesem Augenblick kam es mir gefährlich vor.

Ich bekam eine Antwort.

Aber nicht von der Schwester.
Eine andere sprach. Jane Collins. Und sie stieß die Worte ächzend und voller Angst hervor. »Nein, nicht… nicht den Würfel!«

***

Suko und Bill hatten sich ein kleines Radio besorgt und damit das Sanatorium verlassen. Sie hielten sich jetzt im Park auf, und zwar an seinem Südende.
Das hatte einen Grund.
Wenn sie den bisher eingeschlagenen Weg des Trucks richtig verfolgt hatten und dieser Wagen sich tatsächlich den Park und das Sanatorium als Ziel ausgesucht hatte, mußte er an der Südgrenze des Geländes eintreffen. Genau hier wollten Bill und Suko ihn abfangen und versuchen, ihn zu stoppen.
Noch immer hatten sie ihrem Freund John Sinclair keinen Bescheid geben können. Es waren auch keine Nachrichten aus dem OP-Raum nach draußen gedrungen, ob die Operation gut verlaufen war oder nicht. Man hüllte sich in Schweigen.
Das empfanden Suko und Bill als positiv. Wäre etwas schiefgelaufen, hätten sie sicherlich schon eine Nachricht bekommen.
Die Ruhe in der Klinik war hin. Zu sehr hatte das Erscheinen des Amokfahrers die Menschen aufgeschreckt. In der Ferne waren auch wieder Hubschrauber zu sehen, die ihre Kreise flogen. Wahrscheinlich nur zur Beobachtung, denn wohl niemand der Piloten war so lebensmüde, um den Truck angreifen zu wollen.
Die letzten Golfspieler verließen das Gelände. Es waren zwei ältere Männer, die sich noch angeregt über das Spiel unterhielten, ansonsten für die beiden Männer keinen Blick besaßen, als sie in Richtung Klinik schritten.
Suko verschwand als erster hinter einer Buschgruppe. Dort stand eine kleine Bank, und der Chinese schaltete das Radio ein. Man brachte einen Wetterbericht.
Auch die Staaten litten unter einer fürchterlichen Kälte. Nur war davon noch nichts in Texas zu spüren. Die Ostküste, der Norden und der mittlere Westen bekamen es knüppeldick, aber, so sagten die Meteorologen vorher, befürchteten sie, daß sich die Kälte auch nach Süden hin ausbreitete.
Der Wetterbericht interessierte die beiden auf der Bank sitzenden Männer weniger, sie wollten mehr über den Wagen erfahren.
Wieder mußten sie Werbung über sich ergehen lassen, bis sich der Reporter mit der so markanten Stimme wieder meldete.
»Ich stehe noch immer in Cameron vor der City Hall, wo auch die Polizei residiert, und es haben sich keine Neuigkeiten mehr ergeben. Zum Glück, möchte ich inzwischen sagen, denn dadurch hat sich auch

die Zahl der Toten nicht erhöht. Ist das nicht eine gute Nachricht, Freunde. Sie haben ihn unter Kontrolle, das heißt, von Hubschraubern aus wird der Weg des Amokfahrers genau verfolgt. Und der Wagen hat die normalen Straßen verlassen. Er fährt querfeldein, wie man so schön sagt. Sein Ziel scheint auch festzustehen. Es ist der kleine Ort Droghol, ein Fleckchen in der Wüste. Einwohner ungefähr 2000. Liebe Leute in Droghol. Texas TV will nicht, daß Ihnen etwas passiert. Texas TV will Sie warnen. Sie sollen am Leben bleiben, deshalb hören Sie mir genau zu…«

Suko und Bill hörten nicht mehr. Das Radio wurde leiser gestellt.

»Kennst du den Ort?« fragte der Inspektor.

»Nein.«

»Und eine Karte hast du auch nicht?«

»Woher denn?«

Suko stand auf. »Die brauchen wir aber jetzt.«

»Was hast du vor?«

Der Chinese lachte. »Glaubst du, ich bleibe hier sitzen? Nein, wir beide fahren diesem Koloß entgegen. Wann, das hängt davon ab, wie weit Droghol von hier entfernt ist.«

»Und der Wagen?«

»Den leihen wir uns aus.«

»Wie du willst.«

Die beiden hatten es plötzlich eilig, wieder zurückzukehren.

Durch die Kursänderung des Amokfahrers hatten auch sie umdenken müssen, und sie wollten sich diesem Satan stellen.

Als sie durch die Halle eilten, wurden sie wieder angesprochen, gaben jedoch keine Antworten. Natürlich waren die Menschen über die neuesten Ereignisse informiert worden. Die beiden Männer begaben sich zu dem Mann, der praktisch die technische Leitung der Klinik unter sich hatte. Er saß in seinem Büro und schaute auf die Mattscheibe.

Er hieß Craig Russell, das stand auf seinem Schild. Es war am linken Revers seines blaugrauen Kittels befestigt. Der Mann begriff, um was es ging, und daß schnell gehandelt werden mußte.

»Ja, ja«, sagte er und strich mit fünf Fingern durch sein rotblondes Haar, »ich verstehe Sie, Gents. Nur frage ich mich, wie Sie diesen Amokfahrer stoppen wollen?«

»Das werden wir noch sehen.«

Russell saugte an seiner schwarzen Zigarre und blies den Qualm in Richtung Fernsehapparat. »Wenn ich Ihnen einen Wagen gebe, fühle ich mich an Ihrem Tod schuldig.«

»Das brauchen Sie aber nicht.«

»Doch, Mr. Conolly.«

Bill wußte nicht, wie er es dem anderen noch begreiflich machen

konnte. »Wissen Sie eigentlich, daß wir Polizisten sind?« Er war es zwar nicht, aber Suko hatte den Sinn der Bemerkung erfaßt und schon seinen Ausweis hervorgeholt.

»Aber Engländer…« Rüssel hob die Schultern.

»Spielt das eine Rolle?« fragte der Chinese. »In der Gefahr muß man zusammenhalten.«

Craig Rüssel kratzte sich am Kopf. »Ich bin ja inzwischen einiges gewohnt. Sie haben hier für Unruhe gesorgt. Okay, Sie können meinen Wagen nehmen. Es ist ein Chevi Station Car. Damit kommen Sie auch im Gelände zurecht.«

Bill lächelte. »Das ist mehr, als wir zu hoffen wagten.«

Russell holte aus seiner Schreibtischlade den Autoschlüssel.

»Haben Sie zufällig auch eine Karte von der Umgebung?« erkundigte sich Suko.

»Ja.« Russells Hand glitt wieder in die Lade. Mit einer Autokarte zwischen den Fingern kam sie wieder hervor. Er klappte sie auf und hatte das Gebiet um Droghol und das Sanatorium sofort gefunden.

Links und rechts von ihm schauten Bill und sein Freund auf die Karte. »Verdammt!« flüsterte der Reporter, »das sind ja nur ein paar Meilen, wenn ich mir das so ansehe.«

»Sehr richtig. Genau kann ich es nicht sagen. So zwischen fünf und sechs müßten es sein.«

Bill wiederholte die Entfernung murmelnd, bevor er fragte: »Wie lange würden wir dafür brauchen?«

»Kann ich nicht sagen, Mr. Conolly. Kommt darauf an, wie sie mit dem Wagen umgehen können.«

»Da bin ich ein Meister.«

Russell warf ihm grinsend den Schlüssel zu. Bill fing ihn auf. Der Mann brachte die beiden bis zu den Garagen. Er schloß auch eines der Tore auf. Die bullige, grün lackierte und leicht verschmutzte Schnauze des Geländewagens schaute die drei Männer an.

Russell fuhr den hochrädrigen Wagen heraus und ließ die Freunde einsteigen. Die Karte hatten sie mitgenommen. Bevor der technische Leiter die Tür zuschlug, wünschte er noch viel Glück.

»Wird schon schiefgehen«, sagte Bill, der den Motor gestartet und das Radio bereits eingestellt hatte.

So fuhren sie los. Ohne allerdings eine Ahnung davon zu haben, in welch einer Lage sich ihr Freund John Sinclair befand…

***

Und der Teufel half wieder einmal! Ausweichen hätte Chuck Everett nicht mehr können. Von zwei Seiten wären die schweren Puffer der Güterwagen gegen den Truck gerammt und vielleicht durchgekommen.

Aber da waren plötzlich gewaltige und unsichtbare Hände, die die Waggons aufhielten.

Jedenfalls hatte Chuck keine andere Erklärung für das Phänomen, denn die Wagen standen still.

Und er fuhr weiter, sah die andere Schranke vor der Kühlerschnauze erscheinen, durchbrach sie und rollte von den Bohlen.

Dabei schaute er zurück. Die Güterwaggons setzten sich wieder in Bewegung und krachten zusammen.

Es war ein Höllenlärm. Die schweren Waggons verkeilten sichineinander, und es hatte den Anschein, als würden sie in die Höhe springen, bis beide von den Gleisen gedrängt wurden und dabei auf die Seiten kippten und liegenblieben.

Chuck konnte nicht anders. Er mußte wieder lachen und stellte auch fest, daß ihn allmählich wieder die unnatürliche Wärme durchtoste, so daß er dicht davorstand, sich zu verändern.

Im Innenspiegel bekam er es mit. Aus dem normalen Kopf wurde ein gelblich glänzender Totenschädel.

Der Teufel hatte sich ihm wieder offenbart!

Und seine Fahrt ging weiter. Er streichelte das Lenkrad, lobte sich, den Wagen und seinen Herrn, den Teufel. »Ja, auf dich kann ich mich verlassen, Satan.«

Die Main Street führte vor ihm in eine weitgeschwungene Rechtskurve. Andere, schmale Straßen zweigten ab. Wenn Chuck diese Einmündungen passierte, warf er stets einen Blick in die Straßen, wo er dann Menschen sah, die sich in der Nähe ihrer Häuser aufhielten, bewaffnet waren und den fahrenden Truck mit ängstlichen Blicken verfolgten. Vom Kind bis zum Greis gab es wohl keinen im Ort, der von dem Amokfahrer noch nichts gehört hatte.

Näher traute sich niemand heran. Sie alle fürchteten den Wagen, der sich wieder verändert hatte, denn nicht allein der Totenkopf des Fahrers zeigte ein makabres Bild, auch die Kühlerschnauze, denn dort war das Bild des Teufels abgemalt.

Dreieckig, häßlich, mit einem bösartigen Ausdruck in den Augen und von den Umrissen her gelbrot leuchtend. Er gab dem Wagen die Stärke und die Kraft, alles zu überstehen.

Wo lauerte die nächste Falle? Die Bullen waren sonst nicht so langsam. Sie hatten von ihren Kollegen aus den Hubschraubern Bescheid bekommen und mußten einfach etwas getan haben.

Nichts geschah…

Ausgestorben war der Ort. Nur einmal sah Chuck einen fahrenden Wagen. Es war ein Patrol Car, lauerte in einer Nebenstraße und stoppte, als der Truck in den Sichtkreis des Fahrers geriet.

Der Beifahrer sprach in sein Mikro. Das erkannte Everett noch, dann war er vorbei.

Die Leute mußten auch seinen Schädel entdeckt haben, aber sie erschraken nicht mehr so schnell. Es hatte sich wohl herumgesprochen, daß er so aussah.

Ein Knattern und Brummen ließ ihn aufhorchen. Chuck drehte sich nach links, konnte aber nichts erkennen. Um etwas zu sehen, mußte er sich weit aus dem Fenster beugen.

Er kurbelte die Seitenscheibe nach unten. Das Geräusch war lauter geworden, und es stammte von einem der Hubschrauber, der in geringer Höhe über die Häuser flog. Zwar war der Pilot nicht lebensmüde, aber er ging ein Risiko ein, denn er näherte sich dem Truck so weit, als wollte er auf dem Dach der aus Leichtmetall bestehenden Ladefläche aufsetzen.

Er landete nicht, sondern lenkte Chuck Everett ab. Das war Sinn der Sache.

Links des Trucks befand sich ein Haus. Eine breite Veranda war nach vorn zur Straße hin gebaut worden. Die Rückwand wies vier Fenster auf.

Eines davon wurde vorsichtig geöffnet, damit es keine verräterischen Geräusche gab.

Durch den Spalt schob sich ein Gewehrlauf. Ein kleines, tödliches, gefährliches Loch, dessen Zielrichtung noch ein wenig verändert wurde und dann genau auf den Schädel zeigte.

Der Mann hinter der Gewehrmündung war so gut wie nicht zu erkennen: Nur mehr ein blasser Schatten, der mit dem Material der Gardine fast verschmolz.

Doch ein Scharfschütze.

Und der feuerte.

Die Kugel hatte den gelblichen Schädel bereits erreicht, als das Echo des Abschußknalls über die Straße rollte. Eigentlich hätte der Knochenkopf in zahlreiche Fetzen fliegen müssen, das geschah nicht. Der Mann mit dem Skelettschädel wurde in das Führerhaus hineingedrückt, fiel von der Aufprallwucht der Kugel noch auf den Sitz, aber er kam wieder hoch.

Genau in dem Augenblick, als der Schütze die Gardine zur Seiteschob, um sich zu überzeugen, ob er auch genau auf den Punkt getroffen hatte.

Seine Augen wurden groß.

Da saß dieser Kerl ebenso wie vor dem Treffer und schaute ihn an. Der Mann in Uniform besaß nicht mehr die Nerven, noch ein zweitesmal zu schießen. Er drehte sich um, und sein wildes Fluchen schallte bis hinaus auf die Straße.

Dann war er weg.

Everett aber kurbelte in aller Ruhe die Scheibe hoch und kümmerte sich auch nicht um den Hubschrauber, der jetzt vor ihm schwebte und

sich dabei so dicht über der Fahrbahn hielt, als wollte er jeden Augenblick dort aufsetzen.

Chuck startete. »Ihr Idioten!« flüsterte er. »Ihr verdammten Idioten. Mich macht ihr nicht fertig!« Mit stetig zunehmender Geschwindigkeit fuhr er in die weite Kurve hinein, erreichte deren Scheitelpunkt, konnte sie auch überblicken und sah plötzlich die beiden schweren Panzer, die nebeneinander auf der Fahrbahn standen.

Da gab es kein Durchkommen mehr.

Hatten sie ihn jetzt?

Auch hinter sich vernahm er das schwere Rollen der Stahlketten.

Die Fahrzeuge hatten sich bisher versteckt gehalten. Jetzt kamen sie aus den Nebenstraßen und schlossen auch die Falle hinter dem Trucker zu. Weder vor noch zurück konnte er.

Die Lippen in dem Totenschädel verzogen sich zu einem breiten Grinsen, als der Mann in die Mündung der schweren Kanonenrohre schaute, mit denen die Panzer bestückt waren. Ein gewaltiges Kaliber. Wenn sie schossen, würde auch der Truck etwas abbekommen, es sei denn, der gleiche Effekt wie bei den Raketen trat ein.

Das mußte Chuck darauf ankommen lassen.

Er schaltete höher und drückte das Gaspedal tiefer dem Bodenblech entgegen.

Nichts sollte ihn noch aufhalten. Auch kein Panzer. Er würde es ihnen zeigen, und zwar allen.

Und so rollte er auf die Hindernisse zu, die sich ihm in den Weg gestellt hatten.

Wer von den Panzern zuerst feuern würde, wußte der Trucker nicht. Er behielt deshalb die Mündungen der Kanonen genau im Auge und lauerte darauf, daß sie ihre vernichtenden Grüße ausspeien würden, um den Truck zu vernichten.

Menschen waren nicht zu sehen. Sie hockten in den Kampfwagen und beobachteten ihn aus den Sehschlitzen.

Die Entfernung schmolz immer mehr zusammen.

Chuck Everett spürte die Kälte, die seinen Körper durchströmte.

Er vertraute auf den Satan und war sich sicher, daß keiner den Wagen aufhalten konnte.

Auch nicht die Geschosse.

Ein Ruck lief durch den rechten der beiden Panzer, und im nächsten Augenblick geschah es.

Etwas raste aus dem Rohr auf den Truck zu. Eine gewaltige Kugel, auf der sich die Fratze des Teufels abzeichnete.

Dort traf sie auch.

Chuck spürte den hämmernden Aufschlag. Er vernahm auch das Krachen, mehr nicht, denn dieses Geschoß schaffte es nicht, die vom Teufel beeinflußte Kühlerfront zu zerstören.

Dafür prallte es ab.

Schräg und nach rechts weg stieg es in die Höhe. Es gehorchte zwar noch den Gesetzen der Physik, dennoch hatte der Satan seine Hand im Spiel. Er leitete es mit einer nahezu perversen Lust an der Zerstörung, und sein Diener schaute ihm zu. Chuck bekam alles mit, obwohl sich in den Augenschächten kein Leben befand.

Das Geschoß war nicht zu stoppen. Über die Straße hinweg jagte es und genau auf eine Hauswand zu. Zunächst sah es aus, als würde die schwere Ladung direkt in die Tür hineinfliegen. Es drehte noch ab und jagte dicht neben dem Eingang in die Hauswand.

Erst dann kam es zu einer Explosion.

Es war der reine Horror. Die Sprengkraft dieses Geschosses reichte aus, um das Haus zu vernichten. Als würde es von innen zerblasen, so wurde das Gebäude in zahlreiche Stücke zerhämmert. Sie flogen nach allen Seiten weg. Mauern, Holz, Glas, Möbelstücke, Steine und Staub. Dichter Qualm quoll aus den Trümmern, aber kein menschlicher Körper wurde durch die Luft geschleudert. Ein unwahrscheinlicher Zufall hatte dafür gesorgt, daß sich niemand im Gebäude aufhielt.

Dennoch war es für Chuck Everett, der menschliche Regungen nicht mehr kannte, faszinierend, auf das Werk der Zerstörung zu schauen. Ja, so etwas hatte er sich immer gewünscht. Vor seinen Augen spielte sich nun ein Traum ab. Er konnte zuschauen, er konnte das Werk seiner Zerstörung beobachten, und es kümmerte ihn auch nicht, daß die noch immer durch die Luft wirbelnden Trümmer und Reste auch seinen Wagen trafen, ihn aber nicht vernichteten. Vielleicht hinterließen die schwereren Teile einige Beulen und Einbuchtungen, das würde das Fahrverhalten des Trucks aber kaum beeinträchtigen.

Und die beiden Panzer?

Natürlich hatte auch die Besatzung mitbekommen, was mit dem Panzergeschoß geschehen war. Es waren Menschen, die besaßen Gefühle, auch Mitleid, und sie würden sich bestimmt schuldigbekennen. Deshalb konnte Chuck Everett davon ausgehen, daß sie nicht mehr schossen. Vielleicht versuchten sie es auf eine andere Art und Weise, in dem sie ihre schweren Panzer in Bewegung setzten und ihn von zwei Seiten gleichzeitig zerdrücken wollten.

Weiterhin schwebte der dichte Qualm über dem zerstörten Haus.

Ein paar Mauern standen noch. Die Rückseite, zum Beispiel. Da sahen die Löcher der Fenster aus wie tote Augen.

Selbst durch die geschlossenen Scheiben des Führerhauses drang der Lärm an Chucks Ohren, als sich die beiden vorderen Panzer allmählich in Bewegung setzten und auf ihn zurollten.

Das gleiche geschah an der Rückseite. Im Spiegel konnte Everett erkennen, wie die schweren Kettenfahrzeuge Kurs auf seinen Wagen nahmen. Wenn sie von zwei Seiten gleichzeitig kamen, würde von ihm

kaum etwas übrigbleiben. Davon konnte er ausgehen.

Was sollte er tun?

Die drohenden Mündungen der beiden Kanonenrohre näherten sich ihm unaufhörlich. Wie Lanzen würden sie wahrscheinlich in das Führerhaus stoßen und es abreißen.

Also weg.

Rechts befanden sich die Haustrümmer, links sah er das Gebäude mit der breiten Veranda.

Dieses Haus bestand aus Holz. Im Laufe der Zeit war es blaß geworden, möglicherweise auch nicht mehr so stabil.

Seine Chance!

Everett begann wieder zu lachen, als er seinen Truck startete. Er fuhr noch geradeaus, so daß es für einen Moment so aussah, als wollte er auf die Panzer zuhalten, dann drehte er das Lenkrad scharf nach links, kam sofort von der Straße, rumpelte über die beiden Kanten des Gehsteigs und befand sich einen Herzschlag später dicht vor der Hauswand.

Chuck gab Gas.

Plötzlich war alles anders. Der Truck raste direkt in das Haus hinein.

Er knickte die Wand, als bestünde sie nur mehr aus Pappe und Papier. Eingehüllt in einen wahren Regen aus Scherben, rollte der Wagen weiter, überstand das Zusammenkrachen der ersten Decke, rammte gegen einen Träger, knickte ihn um und stob inmitten einer Staubwolke und über Möbelstücke hinwegrollend weiter.

Chuck hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. In ihren breiten Lichtbalken wühlten die Staubwolken wie dicke Kreise, und der Mann, der plötzlich im Licht der Scheinwerfer erschien, wirkte im ersten Augenblick wie ein bleiches Gespenst.

Noch immer hielt er sein Gewehr in der Hand, denn es war auch der Scharfschütze gewesen, der von der Veranda gefeuert hatte. Der Truck mußte auf ihn wie ein Ungeheuer wirken, es war sowieso schon ein kleines Wunder, daß der Mann überlebt hatte.

Obwohl er schon vom Licht der hellen Balken getroffen wurde, besaß er die Nerven, um zu feuern.

Sein Schnellfeuergewehr entließ die Kugeln in einer rasenden Geschwindigkeit. Der Mann hatte es hochgerissen. Zu zielen brauchte er eigentlich nicht, nur mehr die Waffe zu schwenken, und das tat er auch. Gegen die Scheibe hämmerten die Kugeln. Sie trafen auch die Karosserie, wurden zu gefährlichen Querschlägern, so daß der Schütze von Glück reden konnte, nicht getroffen zu werden.

Chuck lachte wie ein Wahnsinniger. Der Schütze hörte die Kugeln gegen die Scheiben schlagen, zog den Kopf ein und sprang zurück.

Er tauchte nach hinten in die Wolke aus Staub. Dort lagen bereits Trümmer, und genau die wurden ihm zum Verhängnis, denn er

stolperte und kippte.

Sehr deutlich bekam Chuck es nicht mit. Er sah nur mehr die hochgerissenen Arme des Mannes, aus dessen rechter Hand sich ein Gegenstand löste, den er als das Gewehr identifizierte.

Everett fuhr weiter.

Noch einmal entdeckte er ihn, als sich der Kerl aus den Trümmern befreite, wegrannte, aber nicht schneller war als der Truck, denn Chuck gab bewußt noch einmal Gas.

Dicht vor der Rückwand erwischte er den Schützen. Zusammen mit Steinen und Holzteilen wurde der Mann ins Freie katapultiert, fiel zu Boden, die Trümmer regneten auf ihn nieder, und plötzlich waren die breiten Vorderreifen nur noch eine Armlänge von ihm entfernt.

Weg konnte er nicht mehr.

Er starb, ohne einen Schrei ausgestoßen zu haben. Das Entsetzen hatte ihm in der letzten Sekunde seines Lebens die Kehle zugeschnürt. Wieder hatte der Truck ein Opfer gefunden, und Chuck bekam immer mehr Spaß an dieser Sache.

Er hatte richtig gehandelt, als er das Haus durchfuhr. So etwas beeindruckte, weil es so spektakulär war. Kein Filmemacher hätte es besser hinkriegen können.

Hinter dem Haus, dessen Dach teilweise zusammenkrachte, lag ein Garten. Über Beete und durch Sträucher rollten die hohen Räder.

Sie rissen Zäune um, fuhren auf das Nachbargrundstück, und dort wandte sich Chuck Everett nach rechts, da er wieder die Fahrbahn erreichen wollte.

Hindernisse hielten ihn nicht auf. Durch Häuser zu rasen, darauf verzichtete er, dafür fuhr er über Grundstücke, Gehsteige und ließ auch keine Zäune stehen.

Nur noch zwei Ställe raste er um.

Aus einem flohen gackernd und mit den Flügeln um sich schlagend zahlreiche Hühner. Zwei wurden noch von den Reifen erwischt und geplättet.

Ein kleiner Park tauchte vor ihm auf. Er war von einer Straße umgeben, die fast einen Kreis bildete.

Die Straße nahm er nicht. Quer durch den Park schoß der Truck und hinterließ auch dort Zerstörungen.

Von den vier Panzern sah er nichts mehr. Sie waren viel zu schwerfällig in der engen Stadt, obwohl er davon ausging, daß sie die Verfolgung nicht aufgegeben hatten.

Das würde man sehen.

Der Teufel stand tatsächlich mit ihm im Bunde. Ohne die Ortschaft zu kennen, erreichte der Trucker nach einer Weile genau das Ende, das er sich auch zum Ziel gesetzt hatte. Er konnte mit dem Tempo wieder höhergehen, warf auch einen Blick nach rechts und sah dort

ein Schild, dessen Schrift auf das Sanatorium hinwies.

Ideal für ihn, denn er fuhr bereits in diese Richtung. Die Ausfallstraße fand er wieder, und zum erstenmal seit einiger Zeit lehnte er sich entspannt zurück.

Geschafft!

Er schaute in den Spiegel. Die kleine Ortschaft mußte aussehen, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Den Beweis sah Chuck Everett nicht, nur mehr die Rauchwolke, die noch träge über den Trümmern schwebte und allmählich zerfaserte.

Satan sorgte jetzt nicht mehr für eine Rückverwandlung, also blieb der häßliche Totenschädel auf den Schultern des Fahrers.

Nach der nächsten Kurve lag das Dorf bereits hinter ihm. Rechts sah er noch eine Tankstelle. Hier befand sich der Besitzer in dem Glashaus und telefonierte. Als er den Truck vorbeikommen sah, schaute er hoch und redete dabei sehr schnell. Wahrscheinlich meldete er den weiteren Weg des Fahrzeugs.

Auch die Hubschrauber waren wieder da. Chuck sah sie hinter einem Schuppen aufsteigen. Sie wirkten ein wenig schwerfällig und blieben auch in einem gewissen Abstand.

»Dich möchte ich noch aus der Luft holen!« knirschte der Mann.

»Verdammt noch mal, das wäre für mich ein Vergnügen!« Dann schüttelte er den Kopf und ballte die Hand, bevor er das neue Fahrziel anvisierte, diesmal aber auf der Straße blieb.

Sein Sichtfeld wurde besser, da keine Häuser mehr im Weg waren.

Jetzt entdeckte er auch die Panzer wieder.

Wie vier gefährliche Kästen schoben sie sich aus den Deckungen hervor, um die Verfolgung des Wagens aufzunehmen. Auf der Straße blieben sie nicht, sie fuhren quer durch das Gelände und blieben auch nicht zusammen, sondern teilten sich auf, um sternförmig den anderen in die Zange zu nehmen.

Da der Truck allein auf dieser Straße blieb, kannten sie auch dessen Ziel. Die vier Fahrer mußten genau wissen, wohin er wollte.

Auch wenn sie langsamer waren, konnte es sehr gut sein, daß sie das Gelände des Sanatoriums vor ihm erreicht hatten, da sie den Weg abschnitten.

Das wußte Chuck, er regte sich darüber auch nicht auf, denn vor den Panzern hatte er keine Angst. Die konnten ihn nicht stoppen.

Plötzlich freute er sich.

Es war eine wilde, völlig unnatürliche Freude, die ihm allein der Teufel eingeben konnte. In den Augenhöhlen des gelblich schimmernden Totenschädels begann es zu glänzen, als hätte dort jemand Glas hineingesteckt und lackiert.

Auf die Uhr blickte er.

Weit war es nicht mehr bis zu seinem Ziel.

Und da würde er dem Teufel beweisen, welch ein getreuer Diener er ihm war.

Die Frau, die Asmodis so haßte, mußte vernichtet werden.

Einfach überrollt…

***

Ich hatte Janes Worte vernommen und auch die Verzweiflung aus ihrer Stimme gehört.

Da wollte jemand den Würfel. Aber wer? Einer der Ärzte vielleicht? Ob das möglich war oder nicht, mußte ich zunächst dahingestellt sein lassen. Für mich kam es darauf an, die Tat zu verhindern.

Das paßte jemand überhaupt nicht.

Es war Schwester Mara, dieses nette glutäugige Wesen, das noch vor mir stand und mir den Weg versperrte. In ihren Augen lag ein anderer Ausdruck, einer der mich warnte. Zudem befand sich in der rechten Hand noch eine Schere, die ebenfalls zu einer gefährlichen Waffe werden konnte, falls sie mir den Weg versperrte.

Und sie stach zu.

Meine Gedanken, mein Handeln hatten sich auf eine oder zwei Sekunden reduziert. In dieser Zeit war es Schwester Mara auch gelungen, den rechten Arm in die Höhe zu bekommen. Aus ihrer Faust schauten die beiden Seiten der geschlossenen Schere, und mir wollte sie mit dieser Waffe ins Gesicht stechen.

Ich sprang ihr entgegen.

Gleichzeitig raste der Arm nach unten.

Meine Handkante war schneller. Sie fegte in die Höhe, war leicht gekrümmt, und ich traf das andere Gelenk, bevor mich die Waffe auch nur ritzen konnte.

Es war ein wuchtiger Treffer, ein hämmernder Schlag, der nicht allein den Arm der Schwester nach hinten drosch, sie selbst auch mit, so daß sie ins Taumeln geriet und einen wütenden Schrei ausstieß.

Der nächste Hieb schleuderte sie vollends aus dem Weg. Sie krachte noch gegen einen Instrumenten-Wagen, fiel nach hinten und kippte mit dem Rücken darüber, so daß der Wagen nicht einmal umschlug.

Dann war ich am OP-Tisch.

Wenn Schwester Mara schon zu einer Gegnerin geworden war, was sollte die Ärzte davon abgehalten haben, ebenfalls zu meinen Feinden zu werden? Gar nichts, und so rechnete ich mit noch fünf weiteren Gegnern.

»Nicht den Würfel!« Janes Stimme kippte fast über, als sie die Worte schrie, und ich mußte drei Männer zur Seite räumen. Mit beiden Armen schaufelte ich.

Zwei blieben noch.

Sie standen mir gegenüber.

Im Bruchteil einer Sekunde trafen sich unsere Blicke, und ich entdeckte in den Augen der Personen die für mich erschreckende Bösartigkeit. Die anderen Teile des Gesichts wurden von dem Mundschutz verborgen gehalten, doch die Blicke reichten aus, um mich erkennen zu lassen, daß ich es hier mit Feinden zu tun hatte.

Vielleicht sogar Todfeinden.

Auch Jane Collins war wichtig. Sie lag auf dem Rücken. Das OP-Tuch war verrutscht. Ich erkannte die Brustwunde, die schon genäht worden war, und ich sah auch den Würfel, den sie mit beiden Händen festhielt und dabei gegen eine Kraft anging, die zwar vorhanden war, von uns jedoch nicht erkannt wurde.

Sie lauerte im Unsichtbaren, und auch daher griff sie an. Hart sprangen die Fingerknöchel der Detektivin hervor. Ihr Gesicht war verzerrt, die Lippen zitterten, der Mund stand offen, die Augen wirkten wie Kugeln, und ich wollte das Kreuz hervorholen, um es Jane Collins zu geben oder die andere, von mir nicht sichtbare Kraft damit zu vertreiben.

Dazu kam es nicht mehr.

Zwar waren die beiden vor mir stehenden Ärzte zurückgesprungen, aber die drei anderen folgten einem Befehl, den ihnen ein Fremder eingegeben hatte. Sie befanden sich völlig in seiner Gewalt und taten genau, was er verlangte.

Es waren sechs Hände, die sich in meine Kleidung schlugen. Von hinten hatten mich die Kerle angesprungen, ich vernahm ihr Keuchen und merkte sehr schnell, daß sie verdammt viel Kraft eingesetzt hatten, denn es gelang ihnen fast spielend, mich nach hinten zu reißen und auch zu Boden zu schleudern, so daß ich zwischen sie fiel.

Hart kam ich mit dem Rücken auf. Ich spürte auch den Schmerz, der durch meinen Körper schoß, schaute hoch, sah in die zum größten Teil verdeckten Gesichter und erkannte eigentlich nur die gefährlichen Augen über den Rändern der Mundtücher.

Böse und haßerfüllt starrten sie zu mir nieder. In ihrer grünen Kleidung kamen sie mir so völlig fremd vor, wie in Leichentücher eingewickelte Tote, die man als Zombie wieder aus dem Boden geholt hatte, damit sie mich vernichteten.

Für die Länge einer Blitzidee hatten ihre Gestalten einen Kreis über mir gebildet. Als ich hochkam, reagierten auch sie, denn sie ließen sich fallen.

Vielleicht hätte ich es trotzdem geschafft, sie zur Seite zu schleudern. Sie waren bestimmt keine ausgebildeten Kämpfer, während mir doch einige Tricks bekannt waren, aber da gab es eine Tatsache, die mich wahnsinnig störte.

Es waren die Waffen in ihren Händen.

Der Professor trug noch sein Skalpell, die anderen hatten sich

ebenfalls mit Dingen bewaffnet, deren genauen Namen ich nicht kannte, aber sie sahen mir verdammt gefährlich aus.

Ich riß die Arme hoch, deckte wenigstens mein Gesicht und spürte dann den hämmernden Schlag ihrer Körper, als sie mich zu Boden drückten.

Plötzlich drang etwas durch die Kleidung, erwischte mich am Oberschenkel.

Dort war das Fleisch dicker. Der schräge Schnitt erzeugte sofort eine stark blutende Winde, und der Schmerz, der mein Bein malträtierte, war beißend.

Ich preßte die Zähne zusammen, um auch das Gefühl der Angst nach unten zu würgen, gleichzeitig jedoch durchtoste mich ein ungeheurer Wutschwall! Ich hatte verdammt viele gefährliche Situationen überstanden. Sehr oft war es dabei um mein Leben gegangen, und ich wollte es nicht in diesem verfluchten OP-Raum verlieren.

Bevor mich ein zweiter Schnitt womöglich noch schlimmer erwischen konnte, hatte ich meine Kräfte gesammelt und schoß in die Höhe. Dabei schrie ich auf wie ein wilder Karate-Kämpfer, und aus meinen Armen wurden regelrechte Dreschflegel.

Eine Bombe hatte zwar nicht zwischen den Leuten eingeschlagen, die Wirkung aber war fast gleich.

Mir gelang es durch die wilden Bewegungen, mehrere Körper gleichzeitig zur Seite zu wuchten, so daß die Sache jetzt andersherum lief. Die Gegner verloren den Halt, rutschten aus und landeten diesmal auf den Fliesen, so daß ich für einen Moment freie Bahn hatte.

Ich schwang mich hoch.

Am linken Oberschenkel hatte mich das verdammte OP-Messer erwischt. Dort befand sich auch die breite Wunde, und genau da spürte ich auch die Schmerzen.

Sie blieben leider nicht auf diese Stelle beschränkt, sondern tosten weiter, so daß ich das Gefühl bekam, ein Teil des Beines würde von innen her in Flammen stehen.

Noch hielt ich mich, konnte auch laufen. Der Streß der Lage zwang mich dazu, den Schmerz zu mißachten. Mir war es auch egal, daß ich mein Bein nachzog. Hauptsache, ich erreichte die Wand, die mir wenigstens den Rücken deckte.

Dagegen fiel ich, wäre noch mit der Stirn davor gestoßen und drehte mich keuchend um.

Auch meine Gegner kamen langsamer auf die Beine. Natürlich würden sie nicht aufgeben, denn sie waren von einem Dämon beeinflußt worden und jetzt Besessene.

Ich nahm mir die Zeit, um Jane Collins einen Blick zuzuwerfen.

Sie besaß den Würfel noch immer, hielt ihn eisern fest und sprach mit einer Person, die weder ich noch sie oder die anderen sahen.

Wer es genau war, wußte ich nicht, konnte mir jedoch vorstellen, daß es sich um die Gestalt handelte, die ich als Zombie-Apache kennengelernt hatte.

Ich zog die Pistole.

Mit dem Rücken stemmte ich mich gegen die grüne Kachelwand.

Dieser Halt war relativ sicher. So konnte ich auch den rechten Arm vorstrecken und die Waffe im Halbkreis bewegen. Jeder meiner Gegner hatte das Vergnügen, für einen kurzen Moment vor der Mündung zu stehen und in sie hineinzublicken.

»Okay«, sagte ich. »Okay, und jetzt weg mit euren verdammten Dingern!«

Erst als ich diesen Befehl ausgesprochen hatte, kam auch die OP-Schwester wieder auf die Füße. Ihr ging es am schlechtesten, denn sie preßte beide Hände gegen die Stelle ihres Körpers, die mein zweiter Schlag erwischt hatte.

Dabei ging sie gekrümmt. Das Mundtuch hatte sie weggeschleudert. Mara atmete schwer und keuchend.

»Auch du, wirf die Schere weg!« fuhr ich sie an.

Die kleine Faust der Frau öffnete sich. Das Instrument rutschte ihr aus den Fingern und fiel klirrend zu Boden.

Ich hatte die Waffe und meinen Befehl bereits ausgesprochen. Nur Mara hatte mir gehorcht, die anderen nicht. Sie standen vor mir und starrten mich kalt an.

Es würde für mich verdammt schwer werden, dieser Lage zu entkommen, da ich mir nicht vorstellen konnte, daß sie aufgaben. Sie standen unter einem gefährlichen Bann, höchstwahrscheinlich hatte dieser Zombie-Apache seine Magie voll ausgespielt.

Die Gestalt erschien.

Sie mußte unsichtbar in dem Raum gelauert haben, jetzt materialisierte sie sich.

Es war ein unheimlicher Vorgang, der selbst mir eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

In der Luft sah ich ihn erscheinen. Waagerecht stand er da und hatte seine Arme nach unten ausgestreckt. Seine langen Fingerumklammerten den Würfel an den Seiten, die von Janes Händen nicht bedeckt waren.

Jane mußte ungewöhnliche Kräfte aufbringen, um dem Druck des anderen zu widerstehen.

Wie ein Geist schwebte er in der Luft, obwohl er einen Körper besaß. Ich wurde an die Kunststücke der Illusionisten im Zirkus erinnert, wenn diese eine Frau in Hypnose versetzten, sie schweben ließen und als Beweis für ihre Kunst mit einem Reifen unter ihrem Körper herfuhren.

Das Gesicht war uns zugedreht. In Erstaunen versetzte mich die

Länge des Kopfes. Er hatte auch einen merkwürdig roten Schein angenommen.

Weit stand der Mund offen. In den Augen spielten sich abermals die Lichter wie helle, kalt glänzende Sterne. Bekleidet war der Zombie-Apache nur mit einem braunen Lendenschurz, den er sich mehrmals um die Hüften gewickelt hatte.

Weshalb wollte er den Würfel haben?

Bisher waren von den schwarzmagischen Gestalten nur mehr der Teufel und der Spuk hinter diesem Quader hergewesen. Daß es nun ein anderer versuchte, wunderte mich.

Natürlich konnte es sein, daß jeder Dämon über den Würfel Bescheid wußte und daß es Zufall war, daß dieser Zombie-Apache die Aufgabe übernommen hatte. Schließlich befanden wir uns in einem Land, das im vorigen Jahrhundert mal der Wilde Westen gewesen war.

Mit dem Auftauchen des Zombie-Apachen waren auch die fünf Ärzte ruhiger geworden. Sie brauchten nicht einzugreifen, denn sie überließen dem anderen das Feld.

Ich blieb nicht länger stehen, ging einen Schritt vor und spürte in meinem linken Oberschenkel den Schmerz, als ich das Bein ein wenig unvorsichtig belastete.

»Wer bist du?« fragte ich.

Bisher hatte ich noch keine Antwort bekommen, ich hatte auch noch nie mit ihm gesprochen, wußte ebenfalls nicht, ob er mich überhaupt verstanden hatte, aber ich hörte seine Stimme. »Kannst du dir das nicht denken?« Die Antwort klang mir dumpf entgegen.

Ich erschrak nicht über die Worte, sondern über den Klang der Stimme, und ich wußte, daß nur einer so redete. Der Spuk!

***

In diesen Augenblicken war mir alles klargeworden. Ich erkannte die Heimtücke dieses Dämons. Er selbst hielt sich zurück oder im Körper dieses Zombie-Apachen verborgen. Er hatte genau gewußt, was wir vorhatten, ebenso der Teufel, so daß beide angreifen und den Würfel an sich nehmen konnten.

Asmodis hielt sich zurück. Daß er allerdings lauerte, hatte er mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Ich verbannte ihn aus meinem Sinn und konzentrierte mich wieder auf diesen gefährlichen Zombie Apachen, der von seinen menschlichen Dienern in den grünen OP-Kitteln umgeben war, die wie eine Mauer standen und mich kalt anblickten. Die Augen über den Rändern der Mundschutztücher wirkten wie kalte Steine.

»Ich grüße dich, Spuk«, sagte ich.

Der Zombie-Apache lachte. »Du hast mich erkannt?«

»Wie hätte ich deine Stimme je vergessen können?«

»Und ich vergaß euch auch nicht«, vernahm ich wieder die dumpfe Antwort, die besser zu der schwarzen wolkenartigen Gestalt des Spuks gepaßt hätte, als zu dem Zombie-Apachen.

»Weshalb zeigst du dich nicht selbst?« wollte ich wissen. »Weil du vielleicht im Kloster St. Patrick eine Niederlage einstecken mußtest.«[1]

»Ich habe keine Angst, aber ich wollte einen anderen Weg gehen. Er ist sogar bequemer. Du hättest die Möglichkeiten auch ausgeschöpft, wenn sie dir geboten worden wären.«

»Welche?«

»Nun, der Zombie-Apache.«

»Ich habe nie von ihm gehört!«

Aus dem Mund der Gestalt drang ein rauhes Lachen. »Das kann ich mir vorstellen. Schließlich weißt du nicht über jeden magischen Flecken auf dem Erdball Bescheid, das ist auch gut so. Aus diesem Grunde mußt du immer mit Überraschungen wie diesen hier rechnen.«

»Werde endlich konkret! Was hat der Zombie-Apache mit dir zu tun, verflixt?«

Ich wollte ihn bewußt provozieren und eine Antwort forcieren, da ich wußte, daß auch noch der Teufel im Hintergrund lauerte. Zwei Gegner wären für mich ein wenig viel gewesen. Hinzu kamen noch die fünf Ärzte und die Krankenschwester. Suko und Bill ahnten natürlich nichts von dem, was sich hier abspielte. Zudem besaß ich nicht die Möglichkeit, ihnen Bescheid zu geben oder sie zu warnen.

Ich mußte mich allein durchkämpfen.

Gespannt war ich natürlich auf die Erklärung des Spuks, dessen Geist innerhalb des Zombie-Körpers steckte. Wieso bestand eine Verbindung zwischen ihm und dem untoten Apachen?

Die Erklärung bekam ich schnell geliefert. Wie alle Dämonen war auch der Spuk eine Gestalt, die sich gern artikulieren wollte, um mir Überlegenheit zu demonstrieren.

»Es gibt die alte Legende vom Apachen, der nicht sterben kann. An diese Sage habe ich mich wieder erinnert. Vor langer Zeit, als nochkeine Weißen dieses Land durchstreiften, gehörte Nachoo, der Apache, zu den Wesen, die verehrt wurden, da die Wilden über seine Kraft und Ausdauer genau Bescheid wußten. Er lebte allein zwischen den Felsen, und man ging zu ihm, wenn man Probleme hatte. Zu Manitu gehörte er nicht, seine Kräfte schöpfte er aus einem anderen Reich, mehr aus der Tiefe des Bodens, denn die dort wohnenden Erdgeister gaben ihm die Kraft und das Wissen, das zu vollenden, um das ihn andere baten. Er holte den Regen, wenn es zu trocken war. Er beschwor die Sonne, wenn Dürre herrschte, und er heilte die Wunden der Krieger, die sich diese im Kampf gegen die anderen Stämme zugezogen hatten. Nachoo war ein geachteter Medizinmann, und er

verbrachte sein gesamtes Leben zwischen den Felsen. Aber auch er merkte, daß er nicht unsterblich war. Irgendwann würde ihn der Tod erreichen und mit in das endlose Reich der Schwärze nehmen. Dem wollte er entgehen, schaufelte eines Tages ein tiefes Grab und begrub sich selbst. Er lag unter der Erde, aus der er die Kräfte geholt hatte, um anderen auf magische Weise zu helfen. Nun sollten die Kräfte für ihn dasein und mithelfen, den Tod zu überwinden. Aber sie verlangten etwas. Er selbst mußte ihnen immer dienen, das war der Preis für das ewige Leben. Die Erdgeister hielten ihn fest. Erverfaulte nicht, obwohl sein Herz aufhörte zu schlagen. Nur hin und wieder, wenn der Mond sein kaltes Licht auf die Erde warf, konnte er sein Grab verlassen. Dann warf er einen sehr langen Schatten, der bis in die Dörfer der Menschen fiel, und man erinnerte sich wieder an den Zombie-Apachen, der ein Dämon aus dem finsteren Reich war.«

»Und was hast du mit ihm zu tun, Spuk?« fragte ich.

Aus dem aufgerissenen Maul des Zombie-Apachen dröhnte ein Lachen. »Als ich davon erfuhr, wo ihr Jane Collins operieren lassen wolltet, erinnerte ich mich wieder an diese alte Legende, und ich bin stärker als die Geister der Erde. Ich bin der letzte der Großen Alten, ich habe ihre Macht übernommen, in mir steckt die Kraft eines längst versunkenen Kontinents, die ich nun ausspielen konnte. Zwar wollten die anderen ihn mir nicht geben, aber ich konnte sie davon überzeugen, daß es einfach keine Lösung für sie gab, wenn sie von mir nicht vernichtet werden sollten. Also blieb ihnen nichts anderes übrig, als mir den Zombie-Apachen an die Seite zu stellen. Er sah noch so aus wie früher. Die Erdgeister hatten tatsächlich auf seiner Seite gestanden, da er keine Anzeichen von Verfall oder Verwesung zeigte. Nur etwas war anders. Auf seinem Kopf wuchs das, was du als Schlangen erkannt hast. Es sind keine Schlangen, sondern lange Würmer, die in der Erde lauern und sich in den Haaren des Apachen festgesetzt haben. Sie stehen ihm zur Seite, denn das Gift, das sie verspritzen, ist gefährlich. Zudem trägt er das Stirnband mit den hellen Steinen. Auch sie gehören zu den Erdgeistern, denn die von ihnen hergestellten Steine gehorchen auch ihren Befehlen. Es sind die Lebenssteine. Mir gelang es, ihre Kraft zu übernehmen, und so gehorcht Nachoo jetzt allein mir. Ich wollte den Würfel haben, er wird ihn für mich nehmen, und es ist das gleiche, als würde ich den Würfel an mich reißen.«

Ich war zufrieden. Der Spuk hatte mir also erklärt, wie der Zombie-Apache zu diesem Monstrum geworden war.

Dennoch kam ich nicht umhin, dem Spuk eins auszuwischen. Je länger ich die Unterhaltung in Gang hielt, um so mehr Zeit gewann ich. Vielleicht lenkte ich ihn ein wenig ab, denn so weit war die Entfernung nicht zwischen mir und dem Würfel.

Zwei schnelle Sprünge, die Ärzte würden sicherlich nicht so rasch reagieren können, und ich hatte ihn.

So hoffte ich wenigstens…

An meinem linken Bein rann es warm nach unten und in den Socken hinein. Es war der Blutstreifen, denn das Skalpell hatte eine verflucht unangenehme Fleischwunde gerissen.

»Ich sehe ein, daß du einen guten Plan gefaßt hast, Spuk. Gratuliere. Aber du bist nicht der einzige, der den Würfel bekommen will. Den Trank des Vergessens besitzt du, aber beim Würfel wirst du Schwierigkeiten bekommen, das glaube mir.«

»Denkst du an Asmodis, diesen Wicht?«

»An ihn genau denke ich!«

»Was ist er schon im Gegensatz zu mir?«

Es war eine sehr überhebliche Frage, wie sie nur ein mächtiger Dämon stellen konnte. Ich wiegelte ab. »Du solltest den Teufel nicht unterschätzen. Auch er weiß Bescheid.«

»Das ist mir bekannt.«

»Du unternimmst nichts?«

»Nein, ich unternehme nichts. Das brauche ich nicht. Auch der Teufel weiß über dich Bescheid, und er hat sich ebenfalls einen Plan ausgedacht, aber meiner ist besser.«

Wenn der Spuk so redete, mußte er genau wissen, was Asmodis ausbaldowert hatte. Deshalb fragte ich ihn auch. »Mit mir hat er geredet, und sein Plan…«

»Taugt nichts!« zischte der Spuk, »denn er ist immer wieder in den gleichen Fehler verfallen. Er bedient sich ebenfalls eines Helfers. Nur ist dieser Helfer ein Mensch und kein Untoter wie der Zombie Apache. Aus diesem Grunde kann der Teufel nicht gewinnen, denn Menschen sind, das weißt du selbst, Sinclair, unzulänglich, was ich von meinem Helfer nun nicht behaupten kann.«

Was sollte ich dazu sagen? Am besten war es, wenn ich ihn bei seinem Glauben ließ.

»Und demnach«, beendete der Spuck seine Rede, »gehört der Würfel mir! Deine Jane Collins wird ihn nicht halten können. Sie…«

Ich ließ den Spuk nicht ausreden, denn ich hatte gesehen, wie sich die Ärzte strafften. Wahrscheinlich hatten sie den Befehl des mächtigen Dämons vernommen, mich anzugreifen, aber dem wollte ich zuvorkommen. Außerdem brauchte *ich* den Würfel.

So startete ich!

***

Erst als Bill Conolly und Suko in dem hochrädrigen Geländewagen saßen und losfuhren, da erkannten sie, wie groß das eigentliche Gelände war, das zu dem Sanatorium gehörte. Manche Stadt besaß

nicht diese Ausmaße.

Man hätte sich verirren können, denn zu dieser weiten Parklandschaft hier in Texas gehörten noch ausgedehnte Waldgebiete. Sie blieben auch im Sommer grün, denn Bill und Suko entdeckten hin und wieder die Rohre einer künstlichen Bewässerungsanlage.

»Was das alles ein Geld kostet«, bemerkte der Inspektor.

»Es kommt ja auch rein«, erwiderte Bill und lenkte den Wagen in eine Kurve.

Sie durchführen einen Wald. Hinter der Kurve öffnete er sich, und sie sahen das Schild, daß in Richtung Ausgang deutete. Die Golfplätze hatten sie hinter sich gelassen. Momentan rollten sie durch ein flaches Gelände, das fast nur aus Wiesengrund bestand. Im Frühling und Sommer würden sicherlich herrliche Blumen blühen.

Schließlich hatten sie das südliche Ende des Grundstücks erreicht.

Bevor sie das Tor ansteuerten, fielen ihnen die beiden Hubschrauber abermals auf, die in der Luft umherschwirrten.

Sie waren mittlerweile wesentlich näher gekommen, so daß beide davon ausgehen konnten, daß sich auch ihr Ziel, der Truck, nicht mehr weit entfernt befand. Leider konnten sie ihn noch nicht sehen, denn in der entsprechenden Richtung hin blieb das Gelände nicht so flach und auch nicht ohne Bewuchs, so daß ihnen diese natürlichen Hindernisse die eigentliche Sicht auf das Ziel nahmen.

Bill stoppte. Mit dieser Tat überraschte er seinen Freund, der den Kopf drehte und ihn erstaunt fragte: »Hast du keine Lust mehr?«

»Doch.«

»Und weshalb hast du gehalten?«

Bill deutete nach vorn und dann in die Höhe. »Schau dir mal an, wo die Straße herführt und vergleiche den Weg, den die beiden Hubschrauber fliegen. Da läuft nichts parallel, aber ich kann mir vorstellen, daß die Piloten mehr sehen als wir.«

»Du meinst, sie turnen dort herum, wo sich auch der Truck befinden kann?«

»Nicht nur befinden kann, sondern befinden muß.«

»Okay, wie du meinst, Bill. Fahr weiter!«

»Das werde ich auch.« Der Reporter gab wieder Gas. Diesmal blieb er nur mehr für einige Meter auf der Straße, bevor er das Lenkrad nach links drehte.

So rumpelten sie in das offene Gelände hinein und hatten die nicht abgesteckten Grenzen des Areals hinter sich gelassen.

Craig Russell hatte nicht zuviel versprochen. Der Wagen war ausgezeichnet in Schuß. Eine hervorragende Federung schluckte die Stöße, ausgelöst durch Wellen, Querrinnen und unangenehm breite Buckel. Auch hatte sich die Geländeform ein wenig verändert. Der Weg stieg jetzt an, als würde er auf einen Hügel führen, und

tatsächlich erreichte Bill und Suko eine Art flache Kuppe.

Der Reporter bremste so abrupt, daß Suko nach vorn und in den Gurt geschleudert wurde.

»He, was ist?«

»Schau mal da!« Zur Unterstreichung seiner Worte hatte Bill den Zeigefinger ausgestreckt.

Sukos Augen wurden groß. Er sah nicht allein die Hubschrauber, die über einen weiten Talkessel flogen, sondern auch die Fahrzeuge, die sich innerhalb des Geländes befanden.

Vier schwere Panzer und ein Truck!

»Das ist er!« hauchte Bill. »Das ist er genau!«

Noch waren die Freunde zu weit entfernt, als daß sie etwas Genaueres hätten erkennen können, aber sie sahen trotzdem den helleren Fleck auf dem Kühlergrill.

Gegenseitig machten sie sich darauf aufmerksam.

Suko nickte. »Sag mal, hat nicht der Reporter von Zeugen erzählt, die einen Abdruck des Teufels auf dem Kühlergrill erkannt haben?«

»Klar.«

»Das ist er!«

»Mist, daß ich kein Fernglas habe«, ärgerte sich Bill Conolly. »Das hätte ich jetzt gut gebrauchen können.«

»Unsinn«, sagte Suko. »Völliger Unsinn.«

»Verlaß dich drauf, es ist die Fratze des Teufels.«

Bill wollte schon weiterfahren, als er Sukos Hand auf der seinen spürte, die bereits den Schaltknüppel umfaßt, hielt. »Nein, Bill, laß mal. Wir stehen hier noch gut.«

»Wieso?«

»Wollen erst mal sehen, ob es die Panzer schaffen.«

»Die sind nur langsamer, wie mir scheint.«

»Und? Dafür sind sie zu viert, und haben eine Besatzung, die militärisch ausgebildet ist. Die werden den Wagen schon in die Zange bekommen. Dann möchte ich mal sehen, wie sich der Truck gegen diese vier Kolosse zur Wehr setzen will.«

»All right, warten wir also.«

Bill hatte die Seitenscheibe nach unten gekurbelt, so daß frische Luft in den Wagen strömte. Die Geräusche der rollenden Panzer vernahmen sie nicht, weil das Knattern der über ihren Köpfen fliegenden Hubschrauber einfach alles übertönte.

Es wirkte ein wenig schwerfällig, wie sich die Panzer mit ihren drehenden Geschütztürmen durch die Landschaft bewegten. Die breiten Raupenketten wühlten sich durch den weichen Boden. Sie rissen ihn auf und schleuderten die braune Grasnarbe des Winters in die Höhe. Wo sie entlanggefahren waren, blieben lange Spuren zurück, die wie breite Bänder wirkten. Panzerspuren oder Furchen

sehr, sehr tief, und es konnte leicht geschehen, daß andere Wagen steckenblieben.

Ein Panzer hatte es besonders eilig. Von Bill und Suko aus gesehen befand er sich an der linken Seite, und er hatte einen großen Bogen geschlagen, um dem heranrollenden Truck den Weg abschneiden zu können. Er würde sich vor ihm aufbauen.

Die anderen drei Panzer deckten die Flanken, und einer hielt sich hinter dem Truck auf.

Bill rechnete nach. »Wenn sie so weitermachen«, sagte er, »können sie ihn in einer Minute erreicht haben.«

»Das glaube ich auch.«

»Und wann greifen wir ein?«

»Wenn alle Panzer reißen.«

Der Reporter mußte lachen. »Wenn das John sehen könnte«, sagte er. »Na ja, vielleicht ist es besser, daß er sich bei Jane befindet. Der hätte sonst keine Ruhe gehabt.«

»Klar.«

Danach schwiegen die Männer. Sie schauten weiterhin zu, wie sich die Sache vor ihnen entwickelte.

Für die Panzerfahrer lief alles nach Plan. Sie hatten mittlerweile sogar aufholen können und zogen den Kreis immer enger.

Bill schüttelte den Kopf. »Verdammt, weshalb haut er denn nicht ab? Der ist doch viel schneller!«

»Vielleicht will er gar nicht.«

»Wie meinst du das?«

Suko hob die Schultern. »Der Truck hat Raketengeschossen widerstanden. Da wird er auch gegen das Feuer aus einer Panzerkanone resistent sein. So sehe ich das.«

»Wahrscheinlich hast du recht.« Bill beobachtete genau. Er nickte, bevor er sprach. »Komisch, auch ich habe das Gefühl, als wäre der Truck bewußt langsamer geworden. Der Fahrer muß Nerven haben.«

»Falls er überhaupt welche besitzt.«

Bill grinste schief und beugte sich noch weiter vor. Seine angewinkelten Arme legte er dabei auf das Lenkrad. »Dafür hat er ein gelbes Gesicht, wie mir scheint.«

»Glaube ich nicht.«

»Wieso?«

»Das ist kein Gesicht. Denk daran, was die Zeugen gesehen haben.«

Der Reporter schlug gegen seine Stirn. »Klar, ein Totenschädel.«

»Sehr richtig.«

Allmählich spitzte sich die Lage in dem weiten Talkessel zu. An seinem anderen Ende sahen Bill und Suko die Dächer einiger Häuser. Das mußte die Ortschaft Droghol sein.

Weder Bill noch Suko waren Soldaten, sie wollten auch von einer

Kriegstechnik beide nichts wissen, aber sie kamen zu der Überzeugung, daß die Panzer allmählich die richtige Schußentfernung besaßen. Sie würden bestimmt treffen.
»Na los doch!« flüsterte Bill.
Er konnte den Soldaten in den Panzern zwar keine Anordnungen geben, doch es schien ihm so, als hätten sie die Worte verstanden, denn zur gleichen Zeit schwenkten die Türme in verschiedenen Richtungenherum, da sie ein Ziel besaßen und das auch anvisierten.
Es war der Truck!
»Jetzt werden sie sich verständigen. Das Gelände ist frei. Was wollen sie mehr?«
Suko gab keine Antwort. Hätte er geantwortet, wäre die Erwiderung im Lärm der beiden Hubschrauber untergegangen, denn die Maschinen hatten sich der Hügelkuppe genähert und flogen dabei so tief, daß die Piloten in den Geländewagen hineinschauen konnten und auch von den beiden Freunden gesehen wurden.
»Was haben die denn?« fragte Bill laut. Er meinte die Handzeichen der Besatzung.
»Die wollen, daß wir verschwinden.«
»Ach, die sollen uns doch mal…«
»Sie wissen nicht Bescheid. Kannst ihnen auch keinen Vorwurf machen.«
Bill Conolly winkte dagegen und schüttelte gleichzeitig den Kopf.
»So, ich hoffe, die Kameraden haben es verstanden.«
»Mal sehen.«
In der Folgezeit kümmerten sich Bill und Suko nicht mehr um die Maschinen, viel wichtiger waren ihnen die vier Panzer und der Truck mit dem Schädel des Teufels auf dem Kühlergrill.
Da ging es jetzt rund.
»Paß auf!« zischte Bill durch die Zähne. »Gleich funkt es!« Er war richtig zittrig geworden, während Suko ruhig wie ein Denkmal den Platz neben ihm besetzte.
Die vier Panzerkanonen waren auf das Ziel eingerichtet, und sie feuerten zugleich.
Die Zuschauer erlebten die Szene wie auf einer Leinwand. Nur saßen sie nicht im Kinosessel, und die Munition, die da verschossen wurde, war verdammt echt.
Fehlen konnten die Panzer nicht.
Vier Volltreffer bekam der Truck mit!
»Das übersteht der Wagen nicht!« rief Bill. »Und der Fahrer überlebt das niemals!«
Vor ihnen schien die Hölle im Tal ihre Pforten geöffnet zu haben.
Es war gewaltig. Der Truck wurde durchgeschüttelt, als hätten ihn Riesenhände umfaßt. Eigentlich hätten seine Fetzen in die Höhe

fliegen müssen, das geschah jedoch nicht. Zwar wurde Dreck, Schlamm und Gras himmelan geschleudert, doch dem Truck geschah nichts, obwohl ihn die vier Ladungen ins Mark erwischt haben mußten.

Statt dessen reagierten die Kugeln.

Sie prallten von dem Wagen ab wie Gummibälle. Plötzlich sprangen sie in die Höhe, jagten dem graublauen Himmel zu und kamen den Beobachtern vor wie dunkle Billardbälle.

Ihnen wurde auch klar, weshalb die Hubschrauber-Piloten gewollt hatten, daß sie verschwanden, denn ein raketenartiges Geschoß heulte in ihre Richtung.

Sie sahen es vor dem Wagen immer größer werden und wußten nicht, ob sie getroffen wurden.

»Raus!«

Diesmal hatte Suko geschrien, gleichzeitig die Tür aufgestoßen und mit einem Hechtsprung den Wagen verlassen.

Bill folgte ihm einen Lidschlag später, allerdings auf der anderen Seite.

Das Glück war ihnen insofern hold, als daß sie auf dem leicht schrägen Abhang gelandet waren. So brauchten sie sich selbst kaum noch Schwung zu geben. Die eigene Wucht reichte aus, um die Männer den Hang hinunterrollen zu lassen.

Auf halber Strecke erreichte sie der Explosionsknall. Sie hatten ihre Arme sowieso schon schützend um die Köpfe gelegt und sich mehr zusammengerollt.

So jagten sie den langen Abhang hinab, während hinter ihnen der Geländewagen mit einem berstenden Krach in die Luft flog und zu einem lodernden Wrack wurde.

Dunkelrotes Feuer, vermischt mit schwarzem, fetten Qualm, bildete ein zuckendes, stinkendes Inferno, aus dessen Kern glühende Teile in die Höhe flogen und brennendes Benzin als kleine Flammeninseln durch die Luft waberten.

Auch auf Suko und Bill regnete es hinab, aber die beiden hatten wieder Glück. Verletzt wurden sie nicht, und der Reporter schaffte es sehr schnell, das kleine Feuer auf seiner Kleidung mit beiden Händen zu ersticken, als er auf die Flammen schlug.

Suko kam als erster hoch. Auf Hände und Knie gestützt, blieb er und schaute dorthin, wo der Wagen allmählich ausbrannte.

»Alles klar, Partner?« rief er fragend zu Bill herüber.

Der stemmte sich ächzend in die Hocke und ließ sich auf seinem Hinterteil nieder. »So ungefähr.«

»Du jubelst nicht gerade.«

»Habe ich einen Grund?« Bill deutete den Hang hoch. »Da steht der verdammte Karren und brennt!« Bill hustete, weil ihm Rauch in den

Hals gedrungen war. »Craig Russell wird uns in Grund und Boden stampfen, wenn er das hört.«

»Ach, das können die verschmerzen.«

»Aber ich nicht!« stöhnte Bill. »Ich habe damit geprahlt, wie gut ich fahren kann.«

»Jetzt mußt du laufen.« Der Inspektor hatte sich bereits hingestellt, und auch Bill war wieder in die Senkrechte gekommen und klopfte sich den Dreck von der Kleidung.

Wenn man den Boden oder den Untergrund als Ziel bezeichnen konnte, so hatten die übrigen drei Geschosse es gefunden. Gewaltige Krater waren entstanden, aus denen träger Rauch quoll, der sich über den großen Öffnungen wie ein Tuch ausbreitete.

Die Hubschrauber kreisten weiter. Einer flog wieder tiefer und jagte über die Köpfe der beiden Männer hinweg. Der Pilot winkte verzweifeltin die Richtung, aus der Suko und Bill gekommen waren, doch sie wollten nicht dorthin.

Ihr Ziel lag genau entgegengesetzt!

Und das war nun mal der Truck.

»Packen wir ihn?« fragte Bill voller Optimismus. Schräg wurde er von Suko dabei angesehen.

»Du nicht.«

»Aber du, wie?«

»Genau!«

»Und wie?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Da bin ich, ehrlich gesagt, noch überfragt.«

»Aber ich habe eine Idee«, erklärte der Reporter.

»Dann raus damit.«

»Es muß uns nicht nur gelingen, den Truck zu stoppen, sondern auch den Fahrer dazu zu bewegen, seinen Wagen zu verlassen. Wenn das geschieht, haben wir freie Bahn.«

Suko krauste die Stirn. »Nicht schlecht, der Specht.«

»Sag ich doch.«

»Und ich kann ihn stoppen. Auf das Wort Topar wird auch er reagieren.«

»So habe ich es mir gedacht.«

Sie mußten bei ihrem Plan natürlich achtgeben, daß sie den Panzern nicht in die Quere kamen. Wer von denen überrollt wurde, brauchte mindestens drei Särge, so platt war er danach.

Die Fahrer der Panzer schienen das Interesse an dem Wagen verloren zu haben. Sie verfolgten ihn zwar noch, doch drei von ihnen blieben auf gleicher Höhe und rahmten ihn ein, während ein vierter das Tempo erhöht hatte und auf die Freunde zurollte.

Sie gingen ihm entgegen. Den Hang hatten sie hinter sich gelassen.

Auf ebenem Gelände konnten sie sich weiterbewegen. Der Wind trug ihnen das Rasseln der schweren Ketten zu, und die Luke auf dem Panzerturm wurde plötzlich geöffnet.

Ein Uniformierter erschien. Bis zum Gürtel zeigte er seinen Oberkörper und winkte mit beiden Armen.

»Der meint uns!« sagte Bill.

Sie stoppten trotzdem nicht und gingen dem schweren Gefährt entgegen. Bill hatte ein Grinsen aufgesetzt. Dem Mann an der Luke war nicht danach zumute. Der schwere Panzer stoppte direkt neben ihnen. Er dampfte noch. Sie rochen das Öl, auch Pulverschmauch, das waren Gerüche der Gewalt.

»Sind Sie denn völlig verrückt!« brüllte der Soldat sie an. »Sie können doch nicht hier im Gelände herumkutschieren. Haben Sie die Warnung nicht gehört!«

»Haben wir!« schrie Bill zurück.

»Und?«

»Wir gehen trotzdem weiter!«

»Nein, das können wir nicht...«

»Wir werden ihn stoppen!«

Der Soldat wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Als er sich endlich zu einer Reaktion entschlossen hatte, waren die beiden schon weitergegangen und hatten den Panzer kurzerhand hinter sich gelassen.

Direkt liefen sie auf den Truck zu.

Keiner von ihnen wollte es zugeben, doch zumindest an Bills Gesicht war abzulesen, wie mulmig ihm war. Die Entfernung zwischen ihnen und dem Truck zu schätzen, war gar nicht einfach, aber siekonzentrierten sich auf das Gesicht der dreieckigen widerlichen Teufelsfratze, die sich auf dem Kühlergrill abgemalt hatte.

Und sie sahen den häßlichen Totenschädel hinter dem Lenkrad.

Wer diesen Wagen fuhr, konnte nur mehr eine Ausgeburt der Hölle sein. Zwar vernahmen sie das Rollen der schweren Panzerketten und auch das Knattern der Hubschrauber, doch diese Geräusche kümmerten sie nicht. Die Männer ließen sich auch nicht durch sie ablenken. Für sie zählte allein der mit einem Teufelsdiener besetzte Truck.

Bisher hatte er allen Versuchen widerstehen können, ihn zu stoppen. Konnten Suko und Bill da mehr Erfolg haben?

Der Inspektor ließ seine Hand in der Innentasche verschwinden.

Bill Conolly wußte genau, was folgte. Suko würde seine stärkste Waffe ziehen, einen schmalen Stab. Der Legende nach sollte ihn der große weise Buddha hergestellt haben. Dieser Stab barg eine große magische Kraft. Wenn sein Träger ein bestimmtes Wort rief, war er in der Lage, die Zeit für Sekunden anzuhalten. Alle in Rufweite stehende

Personen wurden ebenfalls von dieser Magie getroffen, und es war ihnen nicht mehr möglich, sich für die Zeitspanne von fünf Sekunden zu bewegen. Sie erstarrten gewissermaßen.

»Und wie willst du es machen?« fragte Bill.

»Ich reiße die Tür auf.«

Der Reporter erschrak. Bevor er noch etwas hinzufügen konnte, war Suko schon vorgelaufen. Er mußte den Kampf allein angehen.

Bill konnte ihm später helfen.

***

Auch Chuck Everett hatte bemerkt, daß man ihm an den Kragen wollte. Die Raketen hatten ihm nichts getan, ebensowenig, die Panzergeschosse, auch keine Kugeln, und nun versuchte es dieser Wahnsinnige tatsächlich, ihn allein anzuhalten.

Der war lebensmüde…

Der Mann mit dem Totenschädel freute sich bereits, wenn die Reifen seines Wagens den anderen überrollen würden. Ja, das wurde ein Spaß. Nichts sollte mehr von diesem lebensmüden Chinesen zurückbleiben. In den Boden sollten seine Reste gestampft werden.

Er gab Gas.

Auch Suko lief.

Der Inspektor wußte genau, welch ein hohes Risiko er einging, aber erkonnte nicht anders handeln, mußte es voll nehmen, sonst war das Gefährt nicht zu stoppen.

Zwar hörte er noch hinter sich einen Warnschrei und vernahm dabei Bills Stimme, das interessierte ihn nicht. Suko hatte nur Augen für den verfluchten Truck.

Everett dachte in keiner Sekunde daran, die Geschwindigkeit zu verringern. Er wollte den Mann direkt auf die Hörner nehmen. Nur wunderte er sich, daß der andere keine Furcht und kein Erschrecken zeigte, denn er mußte die Teufelsfratze längst gesehen haben.

Suko hörte das Röhren des Motors. Er sah auch die Reifen wachsen, und er wußte, daß er sich in der nächsten Sekunde entscheiden mußte.

Er sah das lange Auspuffrohr, das an der linken Kühlerseite, nicht weit vom Fahrerhaus entfernt, in die Höhe stach und durch die Öffnung blaugraue Wolken entließ.

Noch zehn Yard, acht, sieben, vier…

Da hechtete Suko zur Seite. Er gehörte zu den gestählten Karatekämpfern, war durch und durch geschmeidig und hatte es sich deshalb leisten können, bis zum letzten Augenblick mit seiner Reaktion zu warten. Wie eine Kugel jagte der Chinese durch die Luft, prallte zu Boden rollte sich zur Seite.

Er war schnell, sehr schnell und kam mit einem artistischen Sprung

wieder auf die Beine.

Sein Ziel war der Truck. In der Drehung erkannte Suko, daß der Wagen schon fast an ihm vorbeigefahren war. Okay, er war schnell, aber nicht schnell genug für den Inspektor.

Wie ein Sprinter startete Suko, rutschte nicht einmal weg und geriet tatsächlich in die Nähe des Führerhauses. Ob der andere ihn gesehen hatte oder nicht, war Suko nicht bekannt. Jedenfalls stieß sich der Chinese im vollen Lauf ab und federte haargenau auf die Wagentür des Trucks zu.

Wenn er den Griff jetzt verfehlte, war es vorbei. Er verfehlte ihn nicht. Für eine winzige Zeitspanne hing Suko über dem Boden. Den Stab hatte er sich zwischen die Zähne geklemmt, bewegte die Beine wie beim Wassertreten und fand tatsächlich Halt auf einem der Trittbretter. Mit der Linken hielt er sich an einer der Haltestangen fest, mit der Rechten umklammerte er den Türgriff und zog ihn zu sich hin, wobei er sich gleichzeitig bückte, um nicht von der sich öffnenden Tür zu Boden geschleudert zu werden.

Erst jetzt bemerkte ihn der Mann mit dem Totenschädel. Er drehte seinen gelblichen Knochenkopf, erkannte den Chinesen und wollte etwas unternehmen.

In diesem Augenblick enterte Suko mit einem waghalsigen Manöver das Fahrerhaus. Bevor der andere noch zu einer Gegenwehr kam, war Suko über ihm. Beide Fäuste rammte er vor und spürte die knochige Härte des Totenschädels. Die Wucht trieb auch den Teufelsdiener zur Seite. Jetzt bekam er die große Chance.

Noch steckte der Stab in seinem Mund. Er klappte die Kiefer auseinander, der Stab fiel nach unten und wurde von der geöffneten Hand aufgefangen.

Nun mußte er das Wort schreien.

Da flogen die beiden Hubschrauber herbei. Die Piloten hatten erkannt, daß es Suko gelungen war, den Wagen zu entern. Sie hofften, ebenfalls eingreifen zu können.

Daß sie damit alles zerstörten, ahnten sie wohl nicht, denn in dem infernalischen Lärm, den die beiden Maschinen veranstalten, ging Sukos Schrei völlig unter.

Zwar konnte er das Wort Topar noch rufen, aber sein Hieb hatte den Fahrer so weit auf den Beifahrersitz katapultiert, daß dieser das Wort nicht gehört hatte.

Und zweimal hintereinander konnte Suko eine Reaktion des Stabs nicht erzwingen.

Der Chinese bemerkte seinen Mißerfolg in dem Augenblick, als sich der Schädelträger in die Höhe stemmte. Er zog dabei die gummiartigen Lippen des Totenschädels in die Länge, so daß auf dem Knochenkopf ein gräßliches Grinsen erschien.

In der letzten halben Minute war der Wagen führerlos weitergefahren, sanft bergab. Dabei schlug das Lenkrad aus, es drehte sich mal nach rechts, dann wieder nach links, blieb auch in der Mitte, doch schließlich mußte auch dieser vom Satan beeinflußte Truck den Gesetzen der Physik gehorchen.

Er blieb einfach stehen.

Und Suko bekam den Treffer mit.

Der andere hatte nicht geschlagen, sondern nur den harten Knochenschädel in die Höhe gewuchtet. Vielleicht war es Zufall, jedenfalls wurde Suko derart erwischt, daß er im wahrsten Sinne des Wortes Sterne sah.

Der Inspektor konnte einiges vertragen, an diesem Treffer allerdings hatte er zu knacken. Er verlor die Übersicht, zudem war es innerhalb der Fahrerkabine zu eng, als daß er hätte seine Dämonenpeitsche oder die Beretta ziehen können.

Und Chuck Everett entwickelte gewaltige Kräfte. Er wuchtete sich vor, Suko sah die Gefahr zwar im Ansatz, konnte ihr leider nicht entgehen. Der Fußtritt erwischte zwar nur seine Schulter, er schleuderte ihn trotzdem so weit zurück, daß er schon halb aus der offenen Tür des Führerhauses hing.

»Fertig mache ich dich!« hörte er die wilde Stimme des Truckers und spürte Hände an seiner Kleidung. Sie waren wie Eisenklauen, rissen ihn erst hoch, und Suko hatte Mühe, sich gegen den Druck zu stemmen, da ihm nur eine Hand zur Verfügung stand.

Die rechte nämlich tastete nach der Beretta.

Er sollte nicht mehr dazu kommen, die Waffe zu ziehen. Chuck Everett war in diesen Augenblicken stärker. Ihm gelang es nicht nur, den Chinesen ein Stück in die Höhe zu wuchten, er stieß ihn gleichzeitig so weit nach vorn, daß Suko das Übergewicht bekam und aus dem stehenden Wagen nach draußen kippte.

Für die Länge einer Sekunde sah er die Welt nur von oben. In diesen Ausschnitt schob sich auch das widerliche Knochengesicht des Fahrers, dann bekam der Inspektor Kontakt mit dem Untergrund.

Da auch das Wintergras eine gewisse Wuchshöhe besaß, dämpfte es seinen Aufprall, so daß ihm nichts geschah.

Trotzdem dauerte es zu lange, bis Suko sich wieder zurechtfand.

Da hatte der Trucker die Tür bereits zugeknallt und den Motor gestartet. Er war ein Profi, kannte sich mit seinem fahrbaren Untersatz aus.

Starten, kuppeln, Gang einlegen, das waren Bewegungen, die er im Schlaf konnte.

Und der Truck rollte an.

Suko richtete sich auf.

Er schaute nach vorn, weil er dem enteilenden Truck nachblicken

wollte. Dabei sah er auch die beiden Hubschrauber wieder. Einer von ihnen hatte soeben zur Landung angesetzt, aber die Cockpittüren flogen nicht auf, weil die beiden Insassen der Maschine erkannt hatten, welch eine Gefahr ihnen drohte.

Der Truck fuhr direkt auf sie zu.

Und sie dachten wohl daran, daß er bisher jede Sperre durchbrochen hatte. Aus diesem Grunde starteten sie wieder.

Das alles nahm Suko wahr, als er sich bemühte, auf die Beine zu kommen. Es war gar nicht so einfach, der Treffer gegen seinen Kopf machte ihm zu schaffen, doch ein harter Bursche wie Suko ließ sich nicht so leicht aus dem Konzept bringen.

Vor allen Dingen sollte ihm der Truck nicht entkommen.

Noch befand er sich in wortwörtlich greifbarer Nähe, denn Suko sah auch die Rückseite des Wagens.

Und damit die Trittleiter und den Haltegriff. Plötzlich war er nicht mehr zu halten. Wie ein Schatten stürmte er auf den Truck zu, erreichte ihn auch, und als der Wagen schneller wurde, gelang es Suko, den Haltegriff an der Ladeklappe zu packen und sich dort festzuklammern. Einen Fuß konnte er auf die Trittleiter setzen.

Ob der andere etwas bemerkt hatte, wußte er nicht. Auf jeden Fall war er am Ball geblieben. So leicht wurde man einen Mann wie Suko nicht los…

***

Die Überraschung gelang mir!

Bevor die menschlichen Helfer des Spuks eingreifen konnten, hatte ich mich abgestoßen und benötigte tatsächlich nur zwei Sprünge, um den OP-Tisch zu erreichen.

Die beiden Gestalten, die um den Würfel kämpften, wuchsen vor meinen Augen auf, sie wurden so groß, daß sie mein gesamtes Blickfeld einnahmen, und meine Hände umklammerten den Würfel des Unheils wie ein Schiffsbrüchiger den Rettungsring.

Jetzt umklammerten sechs Hände den Würfel, da konnte eigentlich nichts mehr schiefgehen.

»Loslassen, Jane!« Hart fuhr ich die Detektivin an, und das hatte seinen Grund.

Jetzt genau ging ich das Risiko voll ein. Jane hatte ein Kunstherz erhalten, und es arbeitete völlig einwandfrei in ihrer Brust, aber sie hielt noch den Würfel fest, so daß er ihr auch weiterhin die Kraft gab, um am Leben zu bleiben.

Rechts befand sich der Zombie-Apache, links von mir Jane Collins. Ich stand zu beiden im rechten Winkel, und die Lage schien für einen Moment eingefroren zu sein, deshalb sah ich auch alles so überdeutlich. Ich erkannte auf Janes Gesicht den Schweiß, las

ebenfalls die Furcht in ihren Zügen, und von der anderen her schaute mich das böse Gesicht des Zombie-Apachen an.

Wer war stärker?

Ich hielt den Würfel so fest es ging. Mein Gesicht hatte sich verzogen, es wurde von der Anstrengung gezeichnet, wobei ich hoffte, daß Jane mir den Gefallen tat.

Zuckten ihre Finger?

Ja, im nächsten Augenblick ließ sie den Würfel los.

Freiwillig!

Nie werde ich ihren Blick vergessen. In den Staaten, fern von London, entschied sich praktisch ihr Schicksal, und die ehemalige Hexe hatte wieder ein so großes Vertrauen in mich gesetzt, daß sie ihren Lebensborn aus den Händen geben wollte.

Die Arme fielen nach unten!

Jetzt mußte sie sterben oder leben!

Ich wartete auf das Stöhnen, auf den Seufzer der Angst, den letzten Laut in ihrem Leben und auf das Brechen des Blicks.

Es geschah nichts von dem.

Jane Collins blieb so, wie sie war. Sie hatte sogar den Mund geöffnet, und ich hörte sie atmen.

Ein gewaltiger Steinbrocken, der sich in den letzten Jahren bei mir im Innern gebildet hatte, fiel mir vom Herzen. Ich hätte am liebsten sofort ein Fest organisiert, aber ich konnte daran nur einen flüchtigen Gedanken verschwenden, denn nach wie vor war ich umgeben von Feinden.

Einer davon war der Zombie-Apache!

Ein Untoter, ein Uralter, in dessen Gestalt sich der Geist eines noch mächtigeren Dämons manifestiert hatte, und der Spuk wollte den Würfel des Unheils ebenso wie ich.

Das bekam ich sehr schnell zu spüren. Mein Feind gab um keinen Deut nach. Ich spürte den heftigen Ruck, mit dem er mir den Würfel aus den Händen reißen wollte und drehte mich dabei nach rechts, um ihn direkt anschauen zu können.

Sein Stirnband glühte auf.

Obwohl es nur die Steine waren, die so unnatürlich strahlten, hatte ich den Eindruck, das gesamte Band würde in Flammen stehen. Und darüber bewegten sich schlangengleich die langen Würmer, die aus seinen Haaren wuchsen.

»Nein, nie!« vernahm ich seine Stimme, die eigentlich dem Spuk gehörte.

Mir blieb die Antwort im Hals stecken, denn jetzt hatten auch die Ärzte ihre Überraschung überwunden.

Sie fielen mich an.

Über den OP-Tisch hinweg warfen sie sich. Ich hörte Jane ängstlich

schreien, ein Wagen mit Instrumenten kippte um, ich bekam die ersten Hiebe ab und spürte die Kerle auch in meinem Rücken.

Dort hingen sie plötzlich wie Kletten fest.

Ihre Hände packten meine Schultern, sie rissen mich herum, wollten mich zu Boden zwingen, ich kämpfte voller Verzweiflung gegen diesen Druck an und bekam mit, wie sich der Zombie-Apache darüber freute, daß sich meine Hände von dem Würfel des Unheils gelöst hatten.

Der Apache aber hielt ihn fest.

Während ich nach hinten kippte, hob er die Arme und hielt den Würfel zwischen den Händen festgeklemmt.

Es war eine Geste des Triumphs, sein Stirnband glühte noch stärker, die obere Hälfte des Kopfes schien in Flammen zu stehen, als wollte sie den Schädel sprengen. Dann sah ich nichts mehr, denn meinen Gegnern war es gelungen, mich zu Boden zu reißen.

Wieder fiel ich auf den Rücken und hörte ein hemmungsloses Schluchzen. Von Jane Collins war es ausgestoßen worden. Sie hatte alles gegeben und ebenso verloren wie ich.

Verdammt hilflos kam ich mir vor, so niedergemacht, so fertig.

Nur in die Höhe konnte ich schauen. Über mir sah ich die Gesichter der Feinde.

Die Ärzte waren von den Kräften des Spuks beeinflußt worden.

Äußerlich noch Menschen, aber innerlich reagierte ein anderer.

Gemeinsam rissen sie ihre Mundtücher ab, so daß ich in ihre Gesichter blicken konnte.

Es waren kalte Gesichter mit gnadenlosen Augen, die mich mit ihren Blicken sezieren wollten. Mitleid oder Verständnis las ich nicht in ihnen. So wie die mich anschauten, versprachen sie mir nur eines.

Den Tod!

Da es still geworden war, konnte ich auch die Schritte hören. Weder Mara, die Krankenschwester, noch einer der Ärzte hatten sich bewegt. Auch Jane Collins nicht.

So blieb nur einer übrig: der Zombie-Apache. Und er näherte sich dem Ausgang des OP-Saals wie ich am »Klang« der Schritte hörte.

Weg wollte er.

Mit ihm verschwand auch der Würfel. Und das Fazit? Alles war umsonst gewesen.

»Ja, es ist vorbei! Du hast verloren!« Zischend wurden mir die Worte entgegengeschleudert. Derjenige, der sie gesprochen hatte, war einmal dafür bekannt gewesen, daß er Leben retten wollte.

Nun mußte der Professor eines vernichten.

Auch er hatte sich bewaffnet. Wie man das Messer nannte, das er festhielt, wußte ich nicht. Es war kein Skalpell, sondern irgendein anderes Ding, aber ebenso gefährlich und sehr scharf.

Prescott beugte sich als erster nieder. Auch Schwester Mara machte

mit. Sie hielt wieder ihre Schere in der Hand. Die anderen Ärzte waren ebenfalls bewaffnet. Mit gefährlichen Instrumenten, mit Spritzen sogar, deren Nadeln auf mein Gesicht zielten.

»Das ist ein mehrfacher Tod für dich!« hörte ich Prescott reden und danach lachen.

Eine Tür klappte. Für mich ein Beweis, daß der Zombie-Apache den OP-Saal verlassen hatte. Wo er hingehen würde, wußte ich nicht. Jedenfalls wollte ich nicht, daß er mir entkam. Wenn es noch eine Chance gab, an den Würfel zu gelangen, mußte ich handeln.

Das tat ich auch.

Ich schnellte nicht hoch, darauf warteten die anderen nur. Dann hätte ich mich ihren Waffen entgegengestemmt und es ihnen sehr leicht gemacht. Statt dessen griff ich zur Beretta. Eine simple Pistole war indiesem Augenblick das einzig Richtige.

Ziehen, schießen, feuern!

Fast eine Bewegung, so schnell und flüssig führte ich sie durch.

Und ich hatte dabei auf die Schulter des Professors gehalten.

Von dem Abschußknall der Waffe erschraken nicht nur die unter einem Bann stehenden Ärzte, auch ich zuckte zusammen, aber nur, um im nächsten Moment in die Höhe zu springen.

Der Treffer hatte einiges geändert.

Genau an der Schulter war Professor Prescott erwischt worden.

Auf seinem grünen Kittelstoff entdeckte ich den roten Blutfleck. Ich hörte ihn ächzen, und sein Blick nahm einen Ausdruck an, den man als unbegreiflich bezeichnen konnte.

Er ging einen Schritt zurück, den Mund hielt er offen, und mit einer Hand suchte er an dem neben ihm stehenden Kollegen Halt.

Das bekam ich noch mit, als ich mich auf die Beine wuchtete.

Kaum stand ich, als aus meinen Armen schon Dreschflegel wurden.

Es gelang mir, die anderen zur Seite zu schaufeln, so daß ich freie Bahn hatte. Zudem dachten sie nicht mehr an eine weitere Attacke.

Meine Reaktion hatte sie doch zu sehr überrascht.

Zudem waren sie darüber verwundert, daß es ausgerechnet ihren Chef, Professor Prescott, erwischt hatte.

Diesen Umstand nutzte ich aus. Mit der Waffe in der Hand bahnte ich mir den Weg und kam natürlich auch am OP-Tisch vorbei, auf dem noch immer Jane Collins lag.

Sie hatte ihren Kopf so zur Seite gedreht, daß sie mich anschauen konnte.

»John…«

Ich stoppte im Lauf.

»John, ich lebe!« flüsterte sie. »Ich… ich merke, wie es schlägt. Es hat geklappt. Wir haben die Magie überwunden!«

»Ja, Jane, ja! Aber nicht jetzt. Ich muß den Würfel haben, verstehst

du?«

»Der Apache ist gegangen. Ich sah ihn durch die Tür verschwinden. Und danach noch nach links.«

»Weißt du denn, wo er hinwollte?«

»Nein!«

»Bleib stehen, verdammt!«

Ich fuhr herum. Zwei Ärzte wollten mich festhalten. Auch wenn ihre verzerrten Gesichter mir noch immer zeigten, daß sie unter dem Bann des Spuks standen, so besaßen sie doch nicht die Kampfroutine, wie ich sie im Laufe der Zeit erhalten hatte.

Ich schlug sie beide bewußtlos.

Bevor ihre Körper noch den Kachelboden berührten, war ich schon an der Tür. Zum Glück hatte der Zombie-Apache sie nicht abgeschlossen. Ich konnte sie aufziehen und schaute in den Vorraum.

Nach links war er weggegangen.

Ja, da gab es einen Ausgang, der auch nicht verschlossen war, sondern spaltbreit offenstand.

Mein Herz hämmerte in diesen Augenblicken noch stärker. Wenn ich daran dachte, was man mit dem Würfel des Unheils alles anstellen konnte, wurde mir ganz anders. Er konnte manipuliert werden, reagierte auf das Böse ebenso wie auf das Gute.

Was hätte ich mit dieser Waffe alles anfangen können! An die Produktion des Todesnebels dachte ich dabei nicht. Wenn mir der Würfel gehörte, wollte ich damit anderen helfen.

Deshalb war es mir so wichtig. Und deshalb durfte mir dieser verdammte Zombie-Apache auch nicht entwischen. Ich hoffte zudem stark, daß die Helfer des Spuks ihre Wut oder Rache nicht an Jane Collins ausließen. Natürlich wäre ich gern bei ihr geblieben, aber in diesen Augenblicken hatte der Würfel für mich den absoluten Vorrang.

Ich dachte gleichzeitig noch an meine beiden Freunde. Wenn Suko und Bill sich in der Nähe aufhielten, mußte es möglich gewesen sein, daß sie auch den Schuß vernommen hatten und dementsprechend reagierten.

Das alles schoß mir durch den Kopf, während ich auf die Tür zuhetzte und mir dabei noch den Kittel vom Körper schleuderte.

Dieses grüne Stück Stoff behinderte mich einfach zu sehr.

Mit dem Fuß stieß ich die Tür auf. In der rechten Hand hielt ich die Beretta, auch das Kreuz hatte ich griffbereit, und da mich der Kittel nicht mehr störte, würde ich auch schnell genug an meine dritte Waffe, den Bumerang, herankommen.

In einem Gang fand ich mich wieder. Gesehen hatte ich ihn noch nie zuvor. Er führte nach links weg, und ich landete wenig später in einem Lager, wo zahlreiche Instrumente, in Kartons verpackt, aufeinander gestapelt waren.

Als ich diesen Raum durchquert und von dem Zombie-Apachen nichts gesehen hatte, erreichte ich eine Tür, die nach draußen führte.

Auch sie war nicht verschlossen. Der Zombie-Apache mußte den gleichen Weg genommen haben.

Ich erreichte das freie Gelände.

Frische Luft drang in meine Lungen. Nicht weit entfernt entdeckte ich einen Teil des Golfplatzes. Dieses Areal hatte ich bisher noch nicht kennengelernt. Von Norden waren wir gekommen, dies hier mußte also die Südseite sein.

Mein Blick war relativ frei. Ungehindert konnte ich über Wiesenflächen schauen. Die Baumgruppen wuchsen so, daß genügend Lücken vorhanden waren.

Wo steckte Nachoo?

Mit jeder Sekunde, die verging, vergrößerte sich auch sein Vorsprung. Die Zeit arbeitete für ihn und den Spuk. Diesem mächtigen Dämon konnte es ohne weiteres gelingen, den Würfel für seine Zwecke einzuspannen.

Ich blieb nicht stehen. Meine Blicke tasteten über den Boden. Als wäre ich selbst ein Apache, so suchte ich nach Spuren, fand auch welche und konnte anhand des eingedrückten Grases einigermaßen nachvollziehen, welchen Weg mein Gegner genommen hatte.

Er war auf den Golfplatz zugelaufen und würde sich sehr bald dem Ende des Grundstücks nähern.

Erst jetzt fiel mir der knatternde Lärm auf. Ich hob den Blick und erkannte die beiden Hubschrauber, die ihre Kreise zogen. Sie flogen bereits über das Sanatoriumsgelände.

Was hatte das zu bedeuten?

Eine Antwort bekam ich jetzt noch nicht. Zudem interessierten mich die Hubschrauber nicht besonders, für mich allein zählte dieser Zombie Apache, dem zusammen mit dem Würfel die Flucht gelungen war.

Fiebernd und mit klopfendem Herzen nahm ich die Verfolgung auf und konnte nur hoffen, daß die Spuren auch weiterhin zu sehen waren…

***

Suko hatte es mit seinem letzten Einsatz geschafft. Jetzt klammerte er sich verzweifelt am Heck des Trucks fest und hatte mit beiden Füßen Halt auf der Steigleiter gefunden.

Und er wollte nicht loslassen. Es war buchstäblich seine letzte Chance, wenn er den Fahrer stoppen wollte.

Raketen und Kugelsalven hatten es nicht geschafft, also mußte der Mensch ran, wenn die Waffentechnik versagte.

Bill Conolly hatte sich dem fahrenden Wagen aus dem Weg gerollt.

Längst war Suko an ihm vorbeigefahren. Zuletzt hatte er von Bill noch das Heben der Schultern gesehen und die verzweifelte Geste, mit dem der Reporter dem davoneilenden Truck nachgeschaut hatte.

Dann war auch Bill immer kleiner geworden und verschwunden.

Der Truck wühlte sich den Hügelhang hoch. Seine schweren Reifen drückten gegen den weichen Boden, rissen ihn auf, ließen Spuren zurück, und es dauerte nicht lange, da hatte Suko, am Heck des Trucks hängend, auch die Stelle passiert, wo ihr Geländewagen getroffen worden und ausgebrannt war. Nur mehr rauchende Trümmer waren von ihm zurückgeblieben. Das Geschoß hatte ganze Arbeit geleistet.

Es war für Suko natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, sich weiterhin nur festzuklammern und die Fahrt einfach mitzumachen, um vielleicht am Ziel etwas unternehmen zu können.

Wenn er was erreichen wollte, mußte er etwas tun. Das hieß, auf die Ladefläche klettern.

Damit begann der Inspektor.

Auch am Heck existierte eine Verschnürung, die erst einmal von ihm gelöst werden mußte. Die Klappe konnte er nicht nach unten fallen lassen, er hätte sich sonst selbst vom Wagen geschleudert, also blieb nur die Verspannung.

Die Ladefläche war zwar mit einem Leichtmetallblock überdeckt worden, doch es gab an der Rückseite keine verschlossenen Türen.

Diesen Vorteil wollte Suko für sich ausnutzen.

Es war eine Schufterei.

Besonders deshalb, weil der Truck nie normal fuhr oder glatt rollte. Jede Bodenwelle nahm er mit, und jede Unebenheit übertrug sich auf den Chinesen.

Immer häufiger rutschte er von den Sprossen ab.

An Aufgabe dachte er dennoch nicht. Als er den ersten Knoten der Verschnürung gelockert hatte, ging es ihm schon wieder besser.

Diese Tatsache gab ihm frischen Mut. Mit doppeltem Eifer machte er sich an die Arbeit, verfolgt von den beiden tieffliegenden Hubschraubern, deren Besatzungen ihn sicherlich im Auge behielten.

Nach dem Lösen des zweiten Knotens fiel Suko ein Stein vom Herzen, denn nun konnte er die Plane nach innen schieben und einen so großen Spalt schaffen, in den er sich hineinwälzen mußte, um die verdammte Ladefläche zu erreichen.

Das bedeutete noch einmal eine große Anstrengung, aber der Inspektor gehörte zu den zähen Menschen, die selten aufgaben.

Verbissen machte er weiter. Es gelang ihm sogar, den Spalt so weit zu vergrößern, daß er sich auf die Ladenfläche rollen konnte, sich dort mit den Händen abstützte und dabei die Beine nachzog.

Geschafft!

Nicht nur die Fahrgeräusche drangen an seine Ohren, auch andere

Leute. Ein dumpfes Rumpeln und Poltern, das ihn erschreckte. In der Hocke blieb der Chinese breitbeinig sitzen und holte seine kleine Bleistiftleuchte aus der Tasche.

Er schaltete sie ein.

Im dünnen Lichtfinger war nicht sehr viel zu erkennen. Was er allerdings sah, verwunderte ihn, denn auf dem Boden lag Asche, die sich über die gesamte Breite der hier leeren Ladefläche verteilt hatte.

Das blieb nicht überall so, denn die zweite Hälfte der Fläche war durch Kisten vollgestellt worden. Zum Glück bewegten sie sich nur und kippten nicht durcheinander, weil man sie mit Metalldraht befestigt hatte und auch ein freier Gang blieb, durch den Suko bis an die Rückseite des Führerhauses gelangen konnte.

Das alles sah ziemlich günstig aus.

Er stemmte sich in die Höhe.

Es war gar nicht so einfach, auf der sich schüttelnden und schwankenden Ladefläche das Gleichgewicht zu halten, denn der Truck wurde sehr schnell gefahren, und jede Bodenunebenheit übertrug sich auf die Ladefläche und damit auch auf den Inspektor.

Er mußte die Arme ausbreiten, überwand die freie Fläche und stützte sich schließlich mit seinen Händen an der festgezurrten Ladung ab.

Endlich erreichte er das Ende der Fläche. Nun bestand das Problem, von der Rückseite her in das Führerhaus zu gelangen. Keine einfache Sache, denn Suko sah nirgendwo ein Fenster, das er hätte einschlagen können. An Aufgabe dachte er trotzdem nicht. Sich mit der linken Schulter an der Ladung abstemmend, leuchtete er mit seiner kleinen Lampe die Rückseite des Fahrerhauses ab.

Ihm fiel auf, daß dort etwas blitzte.

Was es war, konnte er im ersten Moment nicht erkennen, bis ihm einfiel, daß es sich um Schrauben handelte, die einen Teil der Rückfront des Führerhauses festhielten.

Einen Schraubenzieher trug Suko zwar nicht bei sich, dafür ein Taschenmesser.

Das mußte reichen.

Sekunden später hatte er sich bereits an die Arbeit gemacht. In der linken Hand hielt er die kleine Bleistiftleuchte und zielte mit dem Lichtpunkt immer auf die Schraube, die er gerade löste.

Es waren insgesamt acht.

Sie saßen zwar fest, ließen sich jedoch mit einer Kraftanstrengung bewegen.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte Suko so rasch Schrauben gelöst. Und das unter diesen erschwerten Bedingungen, denn nach wie vor schüttelte sich der Truck, wenn er über Querrinnen oder kleine Buckel fuhr. Oft genug rutschte das Messer ab, an Aufgabe dachte der Inspektor dennoch nicht. Eisern machte er weiter.

Er fürchtete sich nur davon, daß der Fahrer zu früh etwas merkte, aber noch fuhr er.

Die Klappe nahm nicht die gesamte Breite der Rückwand ein, sondern nur einen Teil. Er war so groß, daß der Inspektor hindurchklettern konnte. Zudem brauchte er nicht alle Schrauben zu lösen.

Nach der sechsten konnte er die Klappe wegdrücken, so daß der Weg für ihn ins Führerhaus frei war.

Den Rücken des Fahrers und auch den häßlichen Totenschädel sah er nicht. Dafür schaute er in eine Schlafkoje. Die gepolsterte Bank wargerade breit genug, um einer Person Platz zu bieten. Sogar ein kleines Regal hatte noch hineingepaßt. In ihm lagen einige Bücher und Magazine. Auch ein Kochgeschirr stand dort. Durch eine Querlatte wurde verhindert, daß die Dinge bei wilder Fahrt aus dem Regal rutschten.

Einen direkten Zugang zur Sitzbank gab es nur dann, wenn Suko das letzte Hindernis zur Seite geräumt hatte.

Es war nur mehr ein Vorhang, der im Rhythmus der schaukelnden Fahrt mitzitterte. Und er verdeckte auch den Blick des Chinesen auf den Fahrer mit dem Totenkopf.

Was außerhalb des Trucks geschah, interessierte den Inspektor nicht. Für ihn war es wichtig, den Wagen zu stoppen. Er wußte zwar nicht, was der andere genau vorhatte, aber daß er auf der Seite des Teufels diente, stand einwandfrei fest.

Allein der Abdruck des Satansgesichts auf dem Kühlergrill zeugte davon.

Wenn Suko dem Fahrer gegenüberstand, wollte er auch besser vorbereitet sein. Aus diesem Grunde holte er seine Dämonenpeitsche hervor. Auch in der Enge gelang es ihm, einen kleinen Kreis über den Boden zu schlagen, so daß die drei Riemen hervorrutschten.

Die Peitsche hatte ihm schon so manchen Dienst erwiesen. Der Inspektor hoffte, daß auch der Fahrer der Magie dieser Waffe nicht widerstehen konnte.

Noch hatte der Truck sein Ziel nicht erreicht. Suko hätte gern einen Blick nach draußen geworfen, um herauszufinden, wo er sich eigentlich befand.

Wenn er nachrechnete und auch die Geschwindigkeit nicht außer acht ließ, war es durchaus möglich, daß sie sich bereits dem Sanatorium genähert hatten. Längst rollten sie auf dem Gelände dieser teuren Klinik, das stand für Suko fest.

Kugeln und Raketen hatten den Wagen nicht aufhalten können.

Er rammte alles nieder.

Ja, für Suko war dieses Gefährt ein Rammbock! Und er würde vielleicht auch die niederrammen, auf die es dem Teufel so sehr

ankam. Das hieß im Klartext: Jane Collins.

Und dann konnte Asmodis nach dem Würfel des Unheils greifen.

Ein raffinierter Plan, wie Suko jetzt zugeben mußte.

Vorsichtig schob er sich tiefer in die Schlafkoje hinein. Die Finger der rechten Hand umklammerten den kurzen Griff der Dämonenpeitsche, deren Riemen über das weiche Polster der Koje schleiften.

Die Geräusche waren laut genug, so daß Suko normal durchatmen konnte. Nichts würde ihn verraten.

Die linke Hand blieb frei. Sie krallte sich im Vorhang fest. Mit einem überraschenden Ruck wollte er ihn zur Seite reißen.

Danach mußte man weitersehen…

Er hatte den Stoff. Noch um eine Winzigkeit drückte er den Oberkörper nach innen und verlagerte ihn auch weiter nach links, da er direkt in den Nacken des Fahrers hineinschlagen wollte.

Alles mußte sehr schnell gehen. Das Wegreißen des Vorhangs, der Schlag, nicht eine Sekunde durfte der Chinese zögern.

Durch die Nase holte er noch einmal tief Luft. Er packte noch härter zu und riß den Vorhang mit einem Ruck zur Seite.

Freie Sicht!

Vielleicht eine oder auch zwei Sekunden blieben dem Inspektor, während er schon den rechten Arm hob, um mit der Peitsche zudreschen zu können. Vor sich sah er den Schädel, der jedoch interessierte ihn im Augenblick nicht, da sein Blick ebenfalls durch die breite Frontscheibe auf das Gelände vor dem Wagen fiel.

Ja, sie befanden sich innerhalb des großen Sanatorium-Parks.

Suko kannte das Gelände sogar, es befand sich gar nicht mal weit von den Gebäuden der Klinik entfernt.

Das alles war zweitrangig geworden. Suko interessierte sich nur mehr für die Gestalt, die auf dem Weg stand, über den der Truck jetzt rollte.

Er hatte diesen Fremden noch nie gesehen.

Eine hochgewachsene Person mit rötlich schimmerndem Gesicht, nur mit einem Lendenschurz und einem leuchtenden Stirnband bekleidet.

Breitbeinig stand die Gestalt da, und sie traf keine Anstalten, zur Seite zu sehen.

Das brauchte sie auch nicht, da sie eine ungewöhnlich starke Waffe umklammert hielt.

Es war der Würfel des Unheils!

Ob der Fahrer mit dem Totenschädel Suko im Innenspiegel entdeckt hatte oder nicht, war dem Chinesen egal. Für Suko kam es darauf an, wer den Würfel hielt.

Kein Bill Conolly, kein John Sinclair, sondern eine unheimliche Gestalt, die Suko noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte.

Und diesem Wesen mußte es auch gelungen sein, den Geisterjäger und Jane Collins zu überwältigen. Freiwillig hätte keiner der beiden

den Würfel des Unheils aus der Hand gegeben.

Was tat der Fahrer?

Er hielt auf den anderen zu.

Die Entfernung schmolz zusammen. Dieser als Wagen umfunktionierte Rammbock würde den anderen sicherlich in die Erde stampfen, es sei denn, er besaß magische Kräfte.

Und er setzte die Macht des Würfels ein.

Urplötzlich sah Suko die Wolke, die aus dem Quader stieg, der sich zwischen den Handflächen des Zombie-Apachen befand, und auch jetzt wußte der Inspektor Bescheid.

Der andere hatte einen verdammt starken Helfer bekommen. Es war kein Geringerer als der Spuk!

***

Irgendwann verlor ich diese verdammte Spur wieder. Mir fiel keine Stelle auf, wo das Gras von frischen Fußabdrücken zertreten war.

Mein Gegner mußte es verstanden haben, sich in die Büsche zu schlagen.

Und ich hatte das Nachsehen.

Wütend und auch deprimiert blieb ich stehen. Damit hatte ich nach den Anfangserfolgen nicht gerechnet, und ich dachte darüber nach, was ich noch alles unternehmen konnte.

Wohin konnte sich Nachoo gewandt haben?

Diese Frage quälte mich. Ich dachte nach, versuchte mich in seine Lage zu versetzen, aber meine Gedanken wurden ständig durch den Lärm der Hubschrauber gestört, die über den Kronen der Bäume kreisten und mittlerweile noch näher gekommen waren.

Ich schaute ihnen zu.

Daß die Maschinen so flogen, mußte seinen Grund haben. Besaßen die Piloten, die in ihnen hockten, möglicherweise das gleiche Ziel wie ich?

Es konnte durchaus sein, aber woher sollten die Männer wissen, worum es bei dem Zombie-Apachen ging?

Wie dem auch sei, ich konnte nicht länger warten und schlug die Richtung ein, in der ich auch die Hubschrauber kreisen sah. Über flaches Gelände lief ich. Der Rasen war sorgfältig geschnitten worden, damit auf ihm ein Golfball fast wie auf einer glatten Fläche rollen konnte.

Waldinseln und künstlich angelegte kleine Seen bedeckten den Golfplatz. Sie lockerten die Fläche auf. Sogar einen Hochsitz entdeckte ich und hatte eine Idee.

Kaum stand ich vor der Leiter, als ich sie schon nach oben kletterte. Um den eigentlichen Sitz zu erreichen, mußte ich erst ein schmales Gitter nach innen schieben. Die Bohlen waren feucht, zudem mußte

ich den Kopf einziehen, um nicht gegen das Holzdach zu stoßen.

Aber mein Ausblick war gut.

Die Hubschrauber interessierten mich nicht, ich hatte plötzlich wieder die Gestalt gesehen, die ich so sehr suchte. Den Wald hatte sie hinter sich gelassen, und der Zombie-Apache war dabei, einen Weg zu betreten, der wie ein graues Band durch das grüne Gelände schnitt und sich in der Ferne verlief.

Genau dort entdeckte ich einen Punkt.

Zuerst war es tatsächlich nur ein Punkt, aber er bewegte sich und kam sogar auf mich zu.

Nun konnte ich ihn besser erkennen.

Aus dem Punkt war ein Wagen geworden, sogar ein größerer als normal, ein Truck!

Es machte zwar nicht gerade Klick in meinem Hirn, aber ich verstand plötzlich einiges. Ich dachte zurück an die Meldungen, die auch ich vernommen hatte. Da waren Polizisten in die Klinik gekommen. Sie hatten von einem in einem Truck sitzenden Amokfahrer berichtet, der die Gegend unsicher machte.

Vor einigen Stunden hatte ich der Meldung kaum Bedeutung beigemessen. Jetzt sah die Sache anders aus.

Manchmal bescherte einem das Leben Zufälle, die sind wirklich unglaublich. So erging es mir im nächsten Moment, denn ich hatte das Fernglas entdeckt, das vor mir auf einem kleinen Bord lag.

Diese Hilfe paßte mir genau in den Kram. Ich löste die beiden Verschlußklappen von der Optik, preßte das Glas gegen meine Augen und schaute in die Richtung, aus der der Wagen kam. Ein wenig mußte ich noch an der Schärfeneinstellung drehen, dann konnte ich mir das Ziel deutlich ins Visier holen.

Es war ein Truck!

Sehr groß und mit einer hohen Ladefläche aus Leichtmetallhaut, die im helleren Licht silbrig glänzte. Um eine Idee senkte ich das Glas, damit ich in die Fahrerkabine blicken konnte.

Es war nicht einfach, da der Truck nicht sehr gleichmäßig fuhr.

Wahrscheinlich war die Straße dort schlechter.

Sekunden später konnte ich einige Dinge deutlicher erkennen.

Und ich sah ihn.

Ja, er war der Amokfahrer. Als ich den häßlichen Totenschädel entdeckt hatte, war mir auch klar, weshalb es vielen nicht gelungen war, ihn zu stoppen.

Dieser Mann gehorchte einem anderen, und zwar dem Teufel.

Und mein alter Freund Asmodis hatte sich ebenfalls gezeigt. Seine widerliche Dreiecksfratze zeichnete sich sehr deutlich auf dem Kühlergrill des Trucks ab, dessen bullige Schnauze auf mich wie ein Rammbock wirkte.

Ein Rammbock des Satans!
Mir rann es kalt über den Rücken. Da standen auf der einen Seite der Spuk und der Zombie-Apache. Letzterer hatte von einem Plan des Teufels berichtet. Nun durchschaute ich das Manöver des Höllenfürsten. Auch er hatte sich einen Helfer genommen, aber der Spuk war schneller gewesen.
Nachoo besaß den Würfel.
Und der Zombie-Apache zeigte nicht die geringste Furcht vor dem Höllenherrscher, denn er baute sich genau auf dem Weg auf, den auch der Wagen nehmen mußte, wenn er das Sanatorium erreichen wollte.
Wieviel Zeit genau blieb, bis die beiden zusammentrafen, wußte ich nicht. Ich hoffte jedoch, daß ich in dieser Auseinandersetzung der lachende Dritte sein konnte.
Dieser Gedanke beflügelte mich so sehr und wühlte mich auch innerlich so stark auf, daß meine Hände anfingen zu zittern. Ich legte das Fernglas zur Seite, drehte mich hastig um, zog den Kopf ein und kletterte rasch die Leiter des Hochsitzes hinunter. Ungefähr hatte ich mir gemerkt, wo ich meine Gegner finden konnte.
In diese Richtung lief ich.
Diesmal achtete ich nicht auf Spuren. Mir kam es allein darauf an, so schnell wie möglich den Zombie-Apachen zu erreichen. Dann konnte ich den Würfel an mich nehmen…

***

Mit vielem hatte der Inspektor gerechnet, aber nicht mit einer solchen Wendung des Falls. Es wurde ihm klar, daß sehr bald zwei gewaltige, uralte, schwarzmagische Kräfte aufeinandertreffen würden, und es konnte sehr leicht sein, daß der Inspektor zwischen die Mühlsteine geriet und zerrieben wurde.
Diesem gefährlichen Risiko wollte er aus dem Weg gehen, und deshalb mußte er sofort handeln.
Die Peitsche, auf die es ihm ankam, war einsatzbereit. Er mußte nur den Arm ein wenig anheben, dann konnte er die drei Riemen nach unten klatschen lassen und… Suko dachte nicht mehr weiter.
Er schlug zu.
Genau in dem Augenblick hatte ihn auch der Fahrer im Innenspiegel gesehen. Das erkannte Suko an der Reaktion, denn der andere zuckte in die Höhe, doch er kam nicht mehr dazu, irgendwelche Gegenmaßnahmen zu ergreifen, denn die drei Peitschenriemen klatschten voll auf die blanke Schädelplatte.
Die Dämonenpeitsche besaß eine ungemein starke Magie. Ihr Träger brauchte nicht einmal hart zu schlagen, um die Kraft der Peitsche voll ausspielen zu können, und das bewies sie auch wieder einmal in diesen gefährlichen Momenten.

Die Gestalt auf dem Weg, der Würfel und auch die aus ihm hervorquellende schwarze Wolke des Spuks kümmerten Suko nicht mehr, er wollte einen Erfolg sehen.

Und er sah ihn auch.

Der Schädel war voll erwischt worden. An den genau drei Stellen platzte er weg, zeigte gewaltige Risse, die nur für einen Moment bestehenblieben, bevor sich einzelne Teile von dem Knochenkopf lösten und nicht allein zu den beiden Seiten wegfielen, auch nach vorn und sogar in Sukos Richtung.

Mit der linken Hand schleuderte der Chinese den Trucker weg vom Lenkrad, um selbst dahinter Platz nehmen zu können. Er kletterte rasch aus der Koje.

Noch behinderte ihn der andere, und Suko mußte ihn weiter zur Seite drücken. Dabei sah er, wie sich der Kopf noch weiter veränderte. Der Totenschädel war verschwunden. Zum Vorschein kam wieder der normale Menschenkopf.

Aber wie sah er aus.

Auch hier hatten die drei Peitschenriemen ihre Spuren hinterlassen und ihn fast zerstört. Selten hatte der Chinese einen so schrecklichen Anblick gehabt.

Dieser Mann war ein Freund der Hölle gewesen und hatte grausam dafür bezahlen müssen.

Der führerlose Wagen hatte zum Glück einigermaßen die Spur halten können. Er war nur mit den beiden linken Außenrädern vom Weg abgekommen.

Das wurde von Suko schnell korrigiert, so daß er wenig später wieder auf der normalen Straße weiterrollte.

Den Blick richtete er nach vorn.

Er war der ihm fremden Gestalt mit dem Würfel des Unheils zwischen den Händen um ein großes Stück näher gekommen. Aber der andere traf keinerlei Anstalten, die Fahrbahn zu verlassen. Er blieb stehen und verließ sich auf seine Waffe, aus der dick, schwadig und pechschwarzeine gewaltige Wolke stieg, die sich immer weiter ausbreitete.

Das mußte einfach der Spuk sein. Aber wieso hatte er innerhalb des Würfels gelauert?

Das war Suko nicht klar. Er konnte auch ein ungutes Gefühl nicht abschütteln und verminderte aus diesem Grunde die Geschwindigkeit. Jetzt fuhr er einen Truck, der vom Teufel beeinflußt war, und er fragte sich, ob sich der Satan auch zeigen würde.

Zunächst einmal sah er etwas anderes, während er das Zischen der Druckluftbremsen hörte.

Einer der beiden Hubschrauber, die den Truck begleitet hatten, flog direkt auf die schwarze Wolke zu.

Obwohl die anderen es nicht hören konnten, rief der Inspektor eine Warnung.

Sie nutzte nichts, der Hubschrauber war schon in der dunklen Wolke verschwunden. Es wirkte so, als hätte sie ihn kurzerhand verschluckt.

Suko bremste.

Er ahnte die Gefahr, er hatte einen bestimmten Verdacht, den er sehr bald auf traurige Art und Weise bestätigt bekam. Als hätte der Hubschrauber in der Wolke einen gewaltigen Schlag bekommen, so tauchte er wieder aus ihr hervor und wurde in die Höhe geschleudert. Das wäre nicht einmal schlimm gewesen, hätten sich die Rotorblätter dabei noch gedreht.

Sie standen still!

Damit hatte Suko den Beweis dafür bekommen, daß weder Rotor noch Motor bei der Maschine funktionierten.

Weshalb der Pilot plötzlich seine Cockpittür auf stieß, wußte wohl nur er selbst. Für einen Moment sah Suko die Gestalt noch geduckt in der Einstiegsluke stehen, und er sah dabei noch etwas anderes, das furchtbar war.

Der Mann besaß keine Haut mehr.

Sie war von der Wolke zerstört worden. Unter seiner Kleidung schaute nur ein Gerippe hervor, das zusammen mit dem Hubschrauber in die Tiefe fiel.

Jetzt wußte Suko, daß der Würfel nicht den Spuk entlassen hatte, sondern etwas anderes.

Den alles vernichtenden und grausamen Todesnebel. Nur war er diesmal nicht grau gewesen wie sonst, er hatte eine schwarze Farbe angenommen.

Der Hubschrauber erreichte den Boden. Selbst innerhalb des Führerhauses hörte Suko das gewaltige Bersten und Krachen, als die Maschine auseinanderfiel und plötzlich die ersten Flammen über die zerstörten Teile wie hungrige Zungen leckten.

In der nächsten Zeit würde die Maschine explodieren und sich der Treibstoff in einen glühenden Regen verwandeln.

Auch für Suko wurde es Zeit. Der von dem Würfel herbeigerufene Todesnebel breitete sich immer mehr aus. Wenn das so weiterging, würde er das gesamte Areal fast wie ein schwarzes, alles Leben zerstörendes Tuch bedecken. Weder Mensch, Tier noch Pflanze hatten eine Chance, diesem Grauen zu entgehen.

Mit dem Truck wollte Suko seine Flucht nicht fortsetzen. In der Kabine kam er sich eingeschlossen und unfrei vor.

Also zu Fuß weiter!

Noch besaß er einen genügenden Platz. Wenn er sich beeilte, konnte er die Wolke umlaufen. Suko fand den Türhebel zielsicher, bewegte ihn, drückte seinen Ellbogen gegen die Verkleidung und stellte fest,

daß die Tür verschlossen war.

Der Trucker hatte dafür nicht gesorgt.

Es war der Teufel, dessen Stimme der Chinese plötzlich vernahm, und auch das Gesicht des Höllenherrschers zeigte sich im Innenspiegel.

»Du verdammter Hund kommst hier nicht raus. Ich habe eine magische Sperre errichtet. Wenn mir der Würfel schon entgangen ist, will ich doch zusehen, wie dir der Todesnebel langsam das Fleisch vonden Knochen löst, verfluchter Geisterjäger…«

***

Ich sah den Hubschrauber in die Wolke fliegen, während die andere Maschine einen weiten Kreis zog und dieser gefährlichen Stelle somit entgehen konnte.

Die Besatzung mußte wahnsinnig sein, aber konnte ich den Männern einen Vorwurf machen?

Nein, denn sie hatten noch nie im Leben etwas von dem Spuk und dessen Macht gehört.

Die Maschine verschwand. Ich hatte meinen Lauf unterbrochen und sah sie einen Moment später wieder aus der Wolke hervorschießen. Auch den Piloten erkannte ich, entdeckte sogar unter seiner Mütze dasskelettierte Gesicht und wußte Bescheid.

Diese Wolke war nicht der Spuk, wie ich zuvor noch angenommen hatte. Das war der mir bekannte und so unwahrscheinlich gefährliche Todesnebel, gegen den es so gut wie kein Mittel gab, und der sich aus den Geistern getöteter Dämonen zusammensetzte.

Man konnte ihn stoppen.

Vielleicht gab es auch mehrere Chancen, ich aber kannte nur eine.

Und das war mein Kreuz!

Schon vor Jahren, als ich den Todesnebel zum erstenmal kennengelernt hatte, war es mir gelungen, ihm mit meinem Kreuz zurückzudrängen. Damals war ich tatsächlich der einzige gewesen, der dies geschafft hatte. Ansonsten vernichtete der tödliche Schwaden alles, was sich ihm in den Weg stellte. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich um Menschen, Tiere oder Pflanzen handelte.

Ich hatte den unheimlichen Nebel bisher nur als graue, wolkenartige Masse gekannt. Daß er sich auch aus einer schwarzen Wolke zusammensetzte, erfuhr ich nun zum erstenmal.

Da der Motor der Maschine ausgesetzt hatte, krachte der Hubschrauber zu Boden. Zu einem Haufen Blech wurde er zusammengedrückt, und ich bekam noch mit, wie er in die Luft flog.

Der Druck, der dabei entstand, fegte mich beinahe von den Beinen. Ich ließ mich fallen, denn ich wußte, daß sehr bald ein mörderischer Regen niedergehen würde.

Getäuscht hatte ich mich nicht. Glühende Teile, brennendes Benzin und verschmorter Kunststoff sorgten für das große Chaos, von dem ich einigermaßen verschont blieb. Nur ein kleines Stück traf mich im Rücken. Den kurzen Brand löschte ich schnell.

Sofort danach schnellte ich wieder hoch. Der Todesnebel verschonte nichts, er breitete sich zudem mit einer erschreckenden Geschwindigkeit aus, wie ich nach einigen Schritten erkennen konnte.

Der zweite Hubschrauber kreiste über der Wolke. Er hielt sich ziemlich hoch, damit er nicht in Gefahr geriet, zu nahe an den schwarzen Nebel heranzukommen.

Aus dem Hintergrund des Geländes schoben sich vier Klötze hervor. Es waren schwere Kampfpanzer, die den Truck auch nicht hatten stoppen können.

Und um diesen Truck ging es.

Er stand auf der Straße. Zum erstenmal sah ich ihn so direkt aus der Nähe. Die schwarze Wolke quoll auf den Wagen zu, eine lautlose tödliche Gefahr brachte sie nicht für den Wagen mit, auch für den hinter dem Lenkrad sitzenden Fahrer.

Ich hatte alles erwartet, nur nicht die Person, die tatsächlich am Steuer hockte.

Das war Suko!

Im ersten Augenblick wollte ich auf den Wagen zurennen. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, und ich sah auch, daß sich mein Freund verzweifelt darum bemühte, aus dem Truck zu kommen. Das gelang ihm nicht, denn die Türen des Führerhauses waren verschlossen. Wer sich dafür verantwortlich zeigte, wußte ich nicht. Für mich allein zählte, daß Suko es aus eigener Kraft kaum schaffen konnte, sonst hätte er den Wagen längst verlassen.

Und die Wolke war nicht zu stoppen.

Nur mehr einige Meter trennen sie von dem Lastwagen, auf dessen Kühlergrill die Fratze des Teufels höhnisch grinste. Asmodis persönlich griff nicht in den Kampf ein. Ob er aufgegeben oder sich nur mehr zurückgezogen hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls würde es mir kaum gelingen, Suko noch vor Erreichen der Wolke zu stoppen.

Es gab nur eine Chance.

Ich mußte in die Wolke hinein und den Zombie-Apachen vernichten!

Wieder kam ich mir vor wie vor Jahren, als ich dem Todesnebel zum erstenmal die Stirn geboten hatte. Ich trug mein Kreuz in der rechten Hand und hatte den Arm ausgestreckt. Das Silber stach aus der Faust. Je näher ich der Wolke kam, um so stärker reagierte es.

An verschiedenen Stellen blitzte es auf. Mir kam es vor wie Grüße aus einem anderen Reich, die gleichzeitig beruhigend wirken sollten, denn ich konnte mich auf mein Kruzifix verlassen.

Schon erreichte ich die Ausläufer der Wolke. Sie war auf irgendeine

Art und Weise ein lebendes Wesen, das vernichtete. Und als sie mich spürte, wollte sie sich um mich zusammenschließen wie ein Vorhang.

Doch da stand ihr das Kreuz im Weg.

Das Gegenteil trat ein. Genau dort, wo ich hinging, zerfaserte der unheimliche Nebel. Ich sah einige der Nebelgestalten, die zur Seite huschten und endgültig vergingen.

Es war ein schauriges Bild. Auch mich wühlte es innerlich auf und machte mich stolz.

Ich trotzte dem Nebel!

Das merkte auch Nachoo, der Zombie-Apache. Er spürte, daß irgend etwas nicht mehr so war wie zuvor. Den Würfel hielt er umklammert. Mit ihm zwischen den Händen drehte er sich.

Mich mußte er als einen Schatten sehen, der sich allmählich aus der dunklen Wolke hervorschälte.

Schritt für Schritt kam ich näher, das blitzende Kreuz in der vorgestreckten Hand haltend, so daß auch der Zombie-Apache auf den geweihten Talisman schauen mußte.

Damit konnte er wahrscheinlich nichts anfangen. Er hatte noch nie etwas von meinem Kreuz gehört, dennoch reagierte er. Nachoo mußte mit ansehen, wie mein Kreuz den aus dem Würfel dringenden Todesnebel langsam aber sicher zerstörte, so daß seine Chancen weiter sanken.

Er schrie mir wilde Worte entgegen und ging einige Schritte zurück. Zunächst nur taumelnd und stets innerhalb der Nebelwolke bleibend. Das sah mir nach Flucht aus.

Alles durfte er, mir nur nicht entkommen. Aus diesem Grunde ging ich schneller, so daß die Distanz zwischen uns sich nicht mehr vergrößerte.

Nachoo war unsicher geworden. Er ging weiterhin zurück, bewegte dabei den Kopf, schaute auf den Würfel, auch auf mich und wußte nicht mehr, wie er reagieren sollte, denn das Kreuz schlug eine regelrechte Bresche in den schwarzen Todesnebel.

»Bleib stehen!« forderte ich.

Vor mir wischten die Geister weg. Sie waren wie ein Hauch, manchmal vernahm ich auch ihre Schreie, wenn sie innerhalb der Wolke verschwanden und sich dabei auflösten.

Er schüttelte den Kopf.

Während dieser Bewegung flammten die Steine in seinem Stirnband auf wie ein kaltes Feuer. Wahrscheinlich mobilisierte er seine starken magischen Kräfte, um mich zu stoppen.

Er hatte lange Zeit irgendwo in den Felsenhöhlen gelebt. Er war mit den Geistern der Erde bekannt und versuchte, sie gegen mich einzusetzen.

Das kalte Aufflammen an seinem Stirnband war die Botschaft für

seine Helfer gewesen.
Vor mir brach die Erde auf. Als ich den linken Fuß vorsetzte, sackte ich plötzlich ein.
Gleichzeitig hörte ich das Lachen. Es schallte mir entgegen. Als ich nach vorn schaute, hatte sich Nachoo verändert. Seine gesamte Gestalt schien nur mehr aus einem roten Feuer zu bestehen, und der Kopf glich einer glühenden Kugel, während die Erde vor meinen Füßen immer weicher und bröckliger wurde.
So kam ich nicht mehr auf ihn zu.
Was aber sollte ich tun?
Mit einem Wurf wechselte ich das Kreuz in die linke Hand und zog meinen Bumerang. Wenn es eine Möglichkeit gab, den Zombie Apachen zu vernichten, dann nur durch ihn.
Und ich mußte schnell sein.
Zielen, ausholen und werfen. Das geschah innerhalb einer Sekunde, während ich wie eine Insel inmitten des mich umwallenden Todesnebels stand. Dann befand sich der Bumerang auf der Reise.
Er war eine weißmagische Waffe, entstanden aus den letzten zehn Seiten des Buchs der grausamen Träume, und er wurde von dieser gegensätzlichen Magie angezogen wie die Motten vom Licht.
Ich war sicherheitshalber nicht weitergegangen, denn der Boden vor mir erinnerte mich an eine kochende Fläche, die nur darauf wartete, mich verschlingen zu können.
Der Zombie-Apache hatte es geschafft, mit seinem verdammten Zauber eine Grenze zwischen mir und ihm zu ziehen.
Dann erreichte ihn die silberne Banane.
Es war wie eine Explosion, Der Bumerang jagte genau auf die Stelle zu, wo Kopf und Schulter zusammenfanden.
Sein Hals war lang genug, um von der sich drehenden und flirrenden Waffe geteilt werden zu können.
Plötzlich kippte der lange Schädel des Zombie-Apachen zur Seite.
Ich sah ihn fallen, ich sah den Körper schwanken, und ich sah auch, daß die Hände den Würfel des Unheils nicht losließen.
Meine Nackenhaare wollten sich querstellen. Die Enttäuschung, die mich überfiel, glich einem schweren Magentreffer. Für eine Weile war ich völlig hilflos, so daß ich mit anschauen mußte, wie der weiche Boden alles verschlang.
Den Kopf, den Torso des Zombie-Apachen, meinen Bumerang und den Würfel!
»Neiiinnnn!« Selten zuvor war ein solcher Schrei aus meinem Mund gedrungen. Was hatte ich eingesetzt, was hatte ich gekämpft, sollte alles umsonst gewesen sein?
In diesem Augenblick drehte ich durch. Mit einem gewaltigen Sprung wuchtete ich mich vor. Ich merkte, daß ich gut wegkam, der Sprung

auch reichte, zudem verlängerte ich ihn noch, denn ich warf meinen Körper vor, streckte den freien Arm aus und versuchte, nach dem Würfel zu greifen, um ihn zu retten.

Mit den Fingerspitzen berührte ich die glatte Oberfläche, rutschte im nächsten Augenblick ab und spürte den Bumerang unter meiner Hand.

Rasch nahm ich ihn an mich.

Der Würfel des Unheils versank.

Und nicht nur er. Auch ich merkte, wie mich die magischen Kräfte der Erde allmählich in die Tiefe holten…

ENDE des zweiten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 354 »Gruft der wimmernden Seelen«